JUGENDKOMMUNE

MÖLLER · NEUMANN · KOHLHEPP

ROCKER UND TREVEGÄNGER IN DER KLUCKSTRASSE

BERICHT ÜBER EINEN VERSUCH, JUGENDKOMMUNEN ZU MACHEN

ANFANG UND SCHEITERN EINES VERSUCHES, JUGEND-KOMMUNEN ZU MACHEN

Im Herbst 1968 wurde ich das erste Mal sinnlich mit dem Problem der Heimflüchtlinge konfrontiert. Einige Sozialarbeiter, die ich aus der Basisgruppenarbeit im Märkischen Viertel kannte, fragten bei mir an, ob ich zwei Jungen aus dem Jugendhof aufnehmen könne. Ich hatte eine Fünfzimmerwohnung in der Kluckstraße, die ich an Studenten vermietete. Da ich gerade genügend Platz hatte, erklärte ich mich bereit, die Jungen aufzunehmen.

Es erschienen nun zwei der Jugendlichen bei mir, die sich an die sozialistischen Sozialarbeiter und Studenten gewandt hatten und nun in den studentischen Wohngemeinschaften und Kommunen herumgereicht wurden.

Ihre Berichte über die Zustände in den Heimen lauteten erschreckend, die Familiensituation war hoffnungslos verfahren, jetzt waren sie dauernd auf Flucht vor der Polizei, die sie in die alten, katastrophalen Zustände zurückbringen wollte.

Wir überlegten zusammen, was wir tun könnten, um den Zustand des sinnlosen Hin-und-her-geschobenwerdens zu beenden. Wir meinten, die Jugendlichen müßten es lernen, ihr Leben selbst zu organisieren. Es müsse ein Kollektiv gebildet werden, das dem einzelnen dabei hülfe, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Deshalb wollten wir JUGENDKOMMUNEN machen.

Wir wollten in der Wohnung in der Kluckstraße eine kleine Wohngemeinschaft bilden. Daraus sollten dann weitere Wohngemeinschaften entstehen. Zur Organisierung des ganzen Planes und zur Ausarbeitung einer entsprechenden Konzeption bildeten wir eine Projektgruppe.

Flugblatt: Projektgruppe Jugendkommunen.

PROJEKTGRUPPE JUGENDKOMMUNEN

Viele Jugendliche aus Heimen und solche, die sonst in die Mühle der "Fürsorge"-Erziehung hineingekommen sind, wenden sich in ihrer verzweifelten Situation an die sozialistischen Studenten um Hilfe. -Aber welche Hilfe Können wir bieten, die wir selber immer mehr unter den Repressionen des Systems zu leiden haben? - Haben wir eine Perspektive für diese Jugendlichen oder können wir sie zusammen mit ihnen erarbeiten und praktizieren?

Unser Vorschlag lautet: JUGENDKOMMUNEN !

Wir wollen uns nicht darauf beschränken, für jeden einzelnen ein trautes Heim zu schaffen, einen Familienersatz. Wir wollen aktiv mitarbeiten an

der Veränderung der Gesellschaft (Revolution). In welcher Weise können Kommunen die Gesellschaft verändern? Indem sie eine Gegengesellschaft schaffen, bieten sie nicht nur Zuhause und Heimat für die Draußenstehenden dieser Gesellschaft, sie können auch ein Zentrum des Widerstandes werden, ein Aktionszentrum für die linke Bewegung.

Für viele, die zu uns kommen, sind die Belastungen dieses unmenschlichen Herrschaftssystems zu schwer gewesen. Sie sind seelisch zerbrochen und leiden unter Störungen jeder Art. Wir müssen diese Belastungen zusammen tragen, d. h. Studenten, Sozialarbeiter, Schüler und junge Arbeiter müssen sich an dem Projekt beteiligen, d. h. selbst Kommunarde sein.

Worum geht es bei den Jugendkommunen?

1. Schaffung von Wohnmöglichkeiten für diejenigen, die nicht mehr zu Hause wohnen können oder wollen, z. B. für heimentlassene Jugendliche, auch - im Rahmen des Möglichen - für solche, die abgehauen sind.

2. Schaffung von kollektiven Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten.

3. Schaffung von Ausbildungsmöglichkeiten, z. B. Schaffung einer Gegenschule.

4. Beratung in psychologischen und juristischen Fragen, z. B. Aufhebung der FEH oder FE, Vormundschaften, Rechtsvertretung bei Prozessen u. ä.
Es wäre besser für den Senat, unser Projekt zu fördern, weil der Senat mit den Problemen der Fürsorge- und Heimerziehung nicht mehr fertig wird. Unter JUGENDKOMMUNEN stellen sich die Senatsbürokraten nichts oder höchstens Falsches vor. Deshalb könnte dieses Projekt für den Senat etwa genannt werden: JUGENDHEIM FÜR DIE ENTWICKLUNG EINES MODELLES NICHT-REPRESSIVER ERZIEHUNG. Wir müssen dem Senat klarmachen, daß hinter diesem Projekt alle Gruppen der APO stehen, der SDS, die Studenten, außerdem die Jugendlichen, mit denen wir bis jetzt in Kontakt gekommen sind, unter ihnen die ROCKER.

Zur Durchsetzung unseres Projektes schlagen wir die folgende Taktik vor:
1. Schritt: Stellung von ultimativen Forderungen an den Senat.
a) Der Senat stellt die von uns gewünschten Wohnungen oder Häuser zur Verfügung, richtet sie ein und bezahlt die Miete. Z. B. stehen unter anderem im Bereich des Hausverwalters Kirschenbaum viele Wohnungen leer. Wir erwarten, daß der Senat uns den Einzug in diese Wohnungen ermöglicht

b) Der Senat richtet Planstellen ein für Heimleiter, Sozialpädagogen, Psychologen, Erzieher, Werkstattleiter, Küchenpersonal usw. und besetzt diese Stellen mit den von uns gewünschten Leuten.

c) Über die Aufnahme in unsere Einrichtung, auch von Fürsorgezöglingen, entscheiden wir. Dem Jugendamt wird Vorschlagerecht eingeräumt.

d) Der Senat finanziert die Einrichtung von Werkstätten und anderen Arbeitsmöglichkeiten.

e) Der Senat unterstützt diejenigen studentischen Lehr- und Forschungsgruppen, die sich mit empirischen Untersuchungen in Bezug auf unser Projekt beschäftigen.

2. Schritt: Bei Nichterfüllung der Forderungen müßten die folgenden Aktionen von allen beteiligten Gruppen durchgeführt werden:
a) Besetzung der Wohnungen,
b) Aktionen gegen Jugendheime und die zuständigen Senatsstellen.

Die Forderungen waren sinnvoll zu stellen mit der Solidarität der linken Bewegung im Rücken. Aber diese Solidarität löste sich immer mehr auf.

Zunächst brachen Widersprüche in der Projektgruppe selbst auf. Nachdem die Teilnehmerzahl auf 20 bis 30 angewachsen war, konnten die Tagungen nicht mehr in der Wohnung in der Kluckstraße durchgeführt werden. Die räumliche Trennung bewirkte eine immer weitergehende Entfremdung zwischen der Projektgruppe und der Wohngemeinschaft in der Kluckstraße . Die Projektgruppe weigerte sich beharrlich, die in der Kluckstraße auftretenden praktischen Probleme zu diskutieren und verdrängte sie schließlich vollständig.

Die Erwartungen einiger Projektgruppenteilnehmer an die Jugendkommune:
A. hat keinen Wohnsitz. Er hat das Bedürfnis, mit anderen zusammenzuleben, will geordnete Verhältnisse schaffen. Er will sich bemühen, theoretische und gesellschaftliche Probleme zu lösen.
F. hat Kommunikationsschwierigkeiten innerhalb der Gesellschaft (Heim... Vorgeschichte). Kollektives Wohnen entspricht seinen Lebensvorstellungen. Er meint, daß Heimkinder das Bedürfnis haben, in der Gemeinschaft zu leben.
I. überlegt organisatorische Probleme, ob alles Geld abgegeben werden soll oder Teilrationen. Sie meint, man solle theoretisch zusammen arbeiten (lesen usw., Problembesprechung), Abbau privatistischer Standpunkte.
K. ist Heimkind gewesen. Anlernberuf als Betonbauer, 800. -DM monatlich. Er erwartet Fortbildungsmöglichkeiten innerhalb der Kommune, die erst eine gemeinsame politische Arbeit möglich machen.
B. ist Schüler, wohnt nicht mehr zu Hause, z. Zt. in einer SDS-Gemeinschaft, Probleme der Ausgeschlossenheit, Bedürfnis nach Zusammenarbeit.

O. ist leicht anarchistisch. Er sucht Genossen zur Zusammenarbeit. Er will an einem bereits angefangenen Wohnungsprojekt weiterarbeiten und dadurch das Wohnraumproblem lösen. Er will seine Verbindung zu universitären Basisgruppen und Kinderläden aufrechterhalten.
Für B. und D. ist es noch nicht möglich, mit anderen zusammenzuziehen.
I. will Laden oder Büro für Jugendkommunen einrichten.
P. ist Sozialarbeiter mit Examen, z. Zt. Praktikant, mögliche Unterstützung des Projektes.
H. ist Heimkind, auf Treve. Er sucht Fortbildung, kann evtl. Pflegegeld vom Jugendamt beanspruchen.
G. ist Kindergärtnerin, will die Sozialarbeiterakademie besuchen. Ist wegen familiärer Spannungen von zu Hause fortgegangen.

In der Projektgruppe stieg der Anteil der Trevegänger und anderer Leute, die Hilfe brauchten. Die Mitarbeit der wenigen Leute, die die Arbeit weiter bringen konnten, fluktuierte. Für die Genossen hörte die Mitarbeit an der Stelle auf, wo die Arbeit so verbindlich werden sollte, daß sie ihre Lebensgewohnheiten ändern mußten. Keiner wollte die Konsequenz tragen, in eine solche Wohngemeinschaft mit Jugendlichen einzuziehen.

Ein anderes Moment des Widerspruchs war die Anwesenheit einer Rockergruppe in der Wohngemeinschaft in der Kluckstraße. Die irrationale Ablehnung wurde rationalisiert bei den Heimjugendlichen in die Klage: "Wir fühlen uns von den Rockern bedroht" und bei den Genossen ideologisch umschrieben: Rocker seien Angehörige von Randgruppen, Lumpenproletariat, man könne nicht mit ihnen zusammenarbeiten.

Zwischen Rockern und Genossen bestanden starke Kommunikationsschwierigkeiten. Rocker sind von sich aus nicht sehr Diskussionsfreudig. Jetzt stießen sie noch auf die Vorbehalte der Genossen.
Bei ihrem Gang durch die Kommunen, der auf ihre politische Aktion am Tegeler Weg und die darauffolgenden Sanktionen der Gesellschaft folgte, waren Positionen aufgebaut und verfestigt worden, die sich nun auf die Arbeit der Projektgruppe Jugendkommunen auswirkten.

Es waren also die Widersprüche von drei Gruppen, an denen die Projektgruppe scheiterte:
1. die ideologischen Vorbehalte und die mangelnde Bereitschaft zu verbindlicher Mitarbeit bei den Genossen,
2. die Unfähigkeit der psychisch geschädigten Heimjugendlichen zu verantwortlicher Mitarbeit,
3. die durch die gegenseitigen Erfahrungen begründeten Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Rockern und Genossen.

Dazu kam der Druck der staatlichen Institutionen, der sich verstärkte, je mehr das Projekt zerfiel. Einzelne Sozialarbeiter in den Jungendämtern und Erzieher in den Heimen, waren bereit, mit uns zusammenzuarbeiten, so lange sie einen Erfolg sahen. Die Situation in den Heimen ist derart katastrophal, daß sie froh sind über jeden, der sich um diese Jugendlichen kümmert. Sie waren sogar bereit, Fürsorgezöglinge in Kommunen einzuweisen. Mit dem Zerfallen des Projektes schwand auch das Entgegenkommen der amtlichen Stellen. Mein Name wirkt jetzt auf den Jugendämtern nur noch im negativen Sinne.

Endgültig Schluß mit dem Projekt war aber erst, als sich die Folgen von meiner Gehaltspfändung, Räumungsklage und meinem Disziplinarverfahren auszuwirken begannen.

Was nun der Grund war für das Scheitern, läßt sich schlecht sagen. Warscheinlich ist eine Komponente aus den folgenden Faktoren gewesen:
1. die ideologischen Vorbehalte: bei Randgruppen kann man nicht mit der politischen Arbeit beginnen, mit dem Lumpenproletariat kann man nicht arbeiten, diese Arbeit ist rein caritativ,

2. die mangelnde Bereitschaft der Genossen zu verbindlicher Mitarbeit,

3. die psychische Labilität der Heimjugendlichen,

4. der Mangel an Wohnraum,

5. der Mangel an Finanzierungsmöglichkeiten,

6. der Mangel an Organisation und Arbeitsmöglichkeiten und Verdienst,

7. der Druck der staatlichen Institutionen.

Wir schreiben einen Bericht über einen gescheiterten Versuch weder in der Absicht, andere zur Nachahmung aufzufordern, noch die gleiche Sache mit den gleichen Fehlern noch einmal zu wiederholen. Wir resignieren aber auch nicht und sagen nicht, es sei unmöglich, mit Rockern oder Jugendlichen aus Heimen Jugendkommunen zu machen.
Wenn wir schreiben: "Wir werden noch einmal anfangen müssen," so meinen wir nicht, daß das sofort und in derselben Art geschehen müsse. Wir nehmen unseren Mißerfolg und unsere Fehler viel zu ernst, um sofort mit einer neuen Konzeption für Jugendkommunen aufzuwarten. Vor der Arbeit an einer neuen Konzeption muß eine Analyse unserer Situation stehen und eine Zielbestimmung, die an der - nicht nur bei uns - nicht oder nur mangelhaft geführten allgemeinen politischen Strategie-Diskussion orientiert ist.

Dieser Bericht steht am Anfang einer Diskussion und soll in keiner Weise Ergebnis sein.

Irmgard Kohlhepp

ROCKER - CLUB "ONE"

Frühjahr 1968 - in der Zeit der Osterdemonstrationen waren die Basisgruppen ins Leben gerufen worden. Die Projektgruppe "Märkisches Viertel" hatte sich mit dem Problem des großen Neubauviertels im Norden Berlins beschäftigt. Die Widersprüche lagen so klar und deutlich zutage, sie warteten direkt darauf, aufgezeigt zu werden. Die Projektgruppe sah Ansätze zur praktischen Arbeit in der Bevölkerung und wurde zur Basisgruppe. Die Zwangsräumung einer Arbeiterfamilie aus einer Wohnung des "sozialen Wohnungsbaus" wurde durch Organisierung des Widerstandes in der Bevölkerung verhindert. Jetzt fand die erste größere Bürgerversammlung statt.

Im Bezirksamt und bei der SPD war man munter geworden. Man versuchte, die Protestversammlung in eine harmlose "Meckerstunde" umzufunktionieren. Die vorderen Reihen waren besetzt von Beamten und Angestellten des Bezirksamtes und der großen Wohnungsbaugesellschaften und von Funktionären der etablierten Parteien. Dann kamen die Einwohner des Märkischen Viertels, dazwischen die Leute von der Basisgruppe: Architekten, Sozialarbeiter, Studenten.
Plötzlich zuckten die Köpfe der Bezirksamtsleute erschrocken herum. Die da zur Tür hereinkamen und im Hintergrund in einer geschlossenen Gruppe stehenblieben, hatte man bisher auf keiner Versammlung gesehen: Jugendliche in Niethosen und Lederjacken, weit über die Brust geöffnete Hemden Knüppel in den Stiefeln und Ketten um die Taille geschlungen. Einige Frauen flüsterten von gefährlichen Jugendbanden, die nachts an dunklen Ecken stehen und harmlose Passanten überfallen

Die Leute von der Basisgruppe hatten mit den Rockern Kontakt aufgenommen. Sie hatten mit ihnen über ihre Probleme gesprochen. Sie hatten ihnen vorgeschlagen, auf dieser Versammlung ihre Ansprüche anzumelden und ein Jugendheim zu verlangen.

Die Bürger aus dem Märkischen Viertel merkten bald, daß die Leute von der Basisgruppe absolut keinen Respekt vor Stadträten, Abgeordneten und Fachleuten aus dem Wohnungsbau hatten. Sie ließen sich nicht einschüchtern, konterten hart und mit guten Argumenten. Schließlich griffen die guten Bürger zum altbewährten Mittel gegen die bösen Revoluzzer: "Was wollt ihr hier? Geht doch in den Osten, wo ihr hergekommen seid! Ihr wohnt nicht hier und habt kein Recht, hier zu reden! WER HAT EUCH EIGENTLICH GERUFEN?"
- Aber da geschah etwas Überraschendes. Aus dem Hintergrund des Saales kam eine vielstimmige Antwort auf diese Frage: "WIR HABEN DIE GERUFEN!"

Das waren die ersten Kontakte der Basisgruppe mit den Rockern. Bei der nächsten Versammlung bekamen sie ihr Haus. Die Wohnungsbaugesellschaft drehte

und wandt sich. Aber der Rocker-Boß erklärte nur kurz "Wenn wir bis morgen nicht den Schlüssel haben, werden wir es besetzen." - Am nächsten Tag war der Schlüssel da.

Die Rocker hatten ihr Haus. Sie richteten es sich ein und - wurden gute Bürger. Rockerboß Eike wurde zum Hausvater. Er saß im Garten und teilte die Arbeit ein: kochen, abwaschen, Unkraut zupfen. Auch die Verteilung des Obstes auf den Bäumen übernahm er, wobei der Löwenanteil natürlich dem Boß gehörte. Wer nicht parierte, wurde aus der Gruppe ausgeschlossen. "Eike, was tust du nun? Wir haben alle unsere Arbeit, und sitzt nur rum." - "Ich muß doch aufpassen, daß alles richtig gemacht wird."

Jugendamt und Kirche waren begeistert von der Entwicklung, die Basisgruppe weniger. Die Kirche stiftete Einrichtungsgegenstände für das Haus, das Jugendamt bot Eike eine Ausbildung als Sozialarbeiter an. In der Basisgruppe begann man, sich zu streiten. Es wurde nun deutlich, daß der Protest der Rocker rein privatistisch sei und keinen politischen Stellenwert für unsere Arbeit habe. Die Rocker kämen alle aus bürgerlichen Elternhäusern, sie hätten kein Klassenbewußtsein. Außerdem sei die Struktur der Gruppe ausgesprochen autoritär. Der Boß sei ein kleiner Diktator. Es lohne sich nicht, bei "Randgruppen der Gesellschaft" mit der politischen Arbeit zu beginnen. Wichtig sei jetzt die Arbeit in der Produktionssphäre; man müsse Betriebsbasisgruppen gründen.

Bei den Gruppen der APO erlahmte das Interesse am Märkischen Viertel. Nach den Semesterferien zog sich die politische Arbeit der Studenten auf die Universität zurück. Die Germanisten streikten, das romanische Seminar wurde geschlossen, im Otto-Suhr-Institut wurde die Satzung ausgearbeitet und durchgesetzt, die Sozialarbeiter bemühten sich um eine Reform der Sozialarbeiter-Akademien, an vielen Instituten entstanden ad-hoc-Gruppen.

Doch eines Tages stand in der BZ in großen Schlagzeilen etwas von Einbrüchen im Märkischen Viertel und der Verhaftung von 7 Rockern. Sind das etwa unsere Rocker? fragte man beim SDS. Sie waren es. Gerade wurde über die Justizkampagne diskutiert. Der SDS suchte auch hier die Verbindung mit der Arbeiterschaft, man wollte nicht bei den Studentenprozessen stehenbleiben. Sie sahen plötzlich eine Möglichkeit über die Rockerprozesse das Jugendstrafrecht zu kritisieren. Und dann gehörten die Rocker trotz aller Vorbehalte doch schon irgendwie dazu. So beschloß man, ihnen Rechtshilfe anzubieten.
Eine Abordnung von der Basisgruppe ging zum Rockerhaus. Die Genossen trauten ihren Augen kaum, als sie die Rocker sahen: dicke Verbände an Armen und Beinen, blutunterlaufene und verschwollene Gesichter.

Sie waren in der Nacht vorher überfallen worden. Die Bürger hatten Selbstjustiz praktiziert.

Sie hatten sich gewehrt mit allen Mitteln, die ihnen zu Verfügung standen. Einer der Angreifer sollte schwer verletzt sein. Aber sie waren ja nun zu Kriminellen abgestempelt, an denen die Bürger Selbstjustiz übten und Kirche und Jugendamt ihre schützende Hand zurückzogen.

Der Basisgruppe wurde damit die gesellschaftliche Problematik der Rocker sinnfällig vor Augen geführt.
Rechtsanwalt Mahler übernahm die Rechtsvertretung. Als der Prozeß gegen Mahler kam, waren die Rocker sofort bereit, sich für ihren Rechtsanwalt einzusetzen. Sie planten mit den Gruppen der APO zusammen die Demonstration am Tegeler Weg. Sie standen alle in der ersten Reihe, setzten sich entschlossen ein, kämpften mit allen Mitteln, warfen Steine und schlugen mit riesigen Latten auf Polizisten ein. Das erste Mal mußte die Polizei vor Demonstranten zurückweichen.
Aber plötzlich standen die Rocker alleine vorn, die Studenten waren vor der Polizei geflüchtet. Sie wurden zusammengeschlagen und festgenommen, ihre Motorräder wurden zerstört. Sie waren furchtbar enttäuscht von der Haltung der Studenten.
Nun bekamen sie noch eine Reihe von Prozessen zu den laufenden dazu. Viele verloren Arbeitsplatz und Elternhaus. Sie saßen plötzlich ohne jegliche Existenzgrundlage auf der Straße. Inzwischen hatten sie viele linke Studenten kennengelernt, hatten Kommunen und Wohngemeinschaften besucht. Das Leben ohne Repressionen hatte ihnen gefallen. Nun wollten sie es auch versuchen.
Bei den Genossen war eine romantische Begeisterung für Rocker entstanden. Sie waren gerne bereit, sie aufzunehmen und meinten, es sei leicht, sie für politische Arbeit zu gewinnen. So wohnten bald Rocker in Kommunen, verkehrten in Studentenlokalen und hörten etwas verwundert aber mit einem Anflug von Interesse den politischen Diskussionen zu.
Aber die Kommunen verstanden es nicht, diesen Ansatz zu nutzen. Sie fühlten sich ihren Besuchern überlegen, auf einer höheren Bewußtseinsebene stehend. Sie waren wohl bereit, zu belehren, zu erziehen, aber nicht bereit, die Rocker wirklich in die Kommune aufzunehmen. Die Distanzierung fand schon räumlich statt. Die Rocker saßen alle zusammen in einem Zimmer der Wohnung, meistens dem Gemeinschaftszimmer. Sie wurden meistens nicht an der Verpflegung beteiligt, weil sie nicht in der Lage waren, Geld abzugeben.
Aber man versuchte, ihnen etwas von Marx zu erzählen, sie rein verbal für den Sozialismus zu gewinnen. Der Rocker Jonny sagte: "Sie wollten einen nur vollquatschen. Funktion des Orgasmus und so, und das soll dann politische Arbeit sein. Auf unsere Argumente gingen sie nie ein. Die Diskussion fand nie auf gleicher Ebene statt." - "Die Kommunen haben doch sehr viel eigne Pro-

bleme, die auf regelmäßigen Sitzungen diskutiert werden. Habt ihr an diesen Sitzungen teilgenommen?" - "Nein. Wir hätten das ja auch nicht verstanden, weil es so von Fremdwörtern wimmelte."
Als der Reiz des Neuen vorbei war, tauchten die individuellen Probleme wieder auf. Gestaute Aggressionen wurden an den Kommunarden abreagiert. Nun versuchte es die Kommune mit Erziehungsmethoden, die ihren eigenen Prinzipien widersprachen: "Los, aufstehen, arbeiten gehen, du mußt Kostgeld abgeben!" - Aber sie selbst lagen bis zum Mittag im Bett. Auch um die Mädchen gab es Krach. Rocker wollen ihre Mädchen für sich alleine haben, sie sind eifersüchtig. Kommunarden finden das konterrevolutionär.
Irgendwann wurden die Spannungen unerträglich. Dann rief man eine andere Kommune an: " Könnt ihr ein paar Rocker aufnehmen?" - So wanderten sie von Kommune zu Kommune. Die Frustrationen wurden immer größer, die Aggressionen immer bedrohlicher. Schließlich fing man an zu klauen. Und da machte man die Erfahrung, daß die Linken nicht die Polizei riefen. "Gut", sagten die Rocker, "sie wollen uns nicht, wir sind nirgends gern gesehen. Aber sie holen wenigstens nicht die Polizei. Die Linken sind gerade dazu gut, ordentlich ausgenommen zu werden."

Inzwischen versuchte Eike sich als Schriftsteller. Die Zeitschrift "konkret" kaufte seine Rockergeschichte und versprach ihm 600. - DM. Aber sie zahlte nur 400. - DM aus. Eike fuhr mit seinen Leuten nach Hamburg, um seine Forderungen einzutreiben. Dabei wurden auch Kontakte zu hamburger Studenten und hamburger Kommunen angeknüpft. Man beteiligte sich etwas an den Auseinandersetzungen in der Universität, war auch hier enttäuscht von der Unentschlossenheit und dem Mißverhältnis zwischen revolutionären Reden und Taten der Studenten. Dabei geschah es zum ersten Mal, daß auf einer Versammlung "Rocker raus!" geschrien wurde. Der Gang durch die hamburger Kommunen brachte eine Wiederholung der berliner Situation.

Ausgehungert und heruntergekommen beschlossen sie, nach Berlin zurückzufahren, sich zu Hause herauszufüttern, arbeiten zu gehen, Geld zu verdienen, um Motorräder zu kaufen. Dann wollten sie zusammen fort und eine Weltreise machen. Sie gaben sich harte Regeln und beschlossen, keine Mädchen mitzunehmen.
Mitten im Winter standen sie hungrig und ohne Geld stundenlang an der Autobahn, um nach Berlin zu trampen. Der Empfang in den Elternhäusern war ganz verschieden. Es gab Eltern, die wiesen ihren Söhnen ohne weitere Erklärungen unter wüsten Beschimpfungen die Tür. Andere stellten Bedingungen: Rockerkleidung ausziehen, Haare schneiden lassen, arbeiten gehen. "So lange du die Füße unter meinen Tisch steckst, hast du zu tun, was ich will." - Die Rausgeworfenen und diejenigen, denen die Bedingungen unannehmbar erschienen,

saßen nun im wahrsten Sinne des Wortes auf der Straße. Wohin sollte man gehen im Januar? Zurück zu den Kommunen? Da fiel Eike die Adresse einer Lehrerin ein, die er von der Basisgruppe her kannte. Die hatte ja eine große Wohnung in der Kluckstraße.

Diese Lehrerin hatte inzwischen Jugendliche aus Erziehungsheimen aufgenommen. Sie arbeitete in einer Projektgruppe mit, die Jugendkommunen aufbauen wollte. Im Januar 1969 war die Wohnung fast leer. Andy wohnte da, ein Junge aus dem Jugendhof, und hin und wieder einige Trevegänger. Andys Freundin kam zu Besuch aus dem Mädchenwohnheim. Man wartete auf die Entlassung von Klaus aus dem Jugendhof. Sigrid war aus dem Mädchenwohnheim geflüchtet, und es war gelungen, ihren Aufenthalt in der Kluckstraße zu legalisieren.

Da stand eines Tages Rockerboß Eike vor der Tür und bat um Aufnahme für sich und zwei seiner Leute. Sie seien zu Hause rausgeflogen und wüßten nicht wohin. Sie wollten nur ein paar Wochen bleiben, arbeiten, sparen, Motorräder kaufen, dann eine Weltreise machen. Sie bräuchten nur ein leeres Zimmer und würden sich ganz ruhig verhalten.
Sie interessierten sich auch für das Jugendkommune-Projekt und waren grundsätzlich bereit, sich daran zu beteiligen. Sie waren auch bereit, sich dafür einzusetzen, Wohnungen besetzen u. ä. Nur lange Diskussionen mochten sie nicht. Da waren die Erfahrungen, die sie bei dem Gang durch die Kommunen gemacht hatten. "Die reden bloß viel und tun nichts. Vor den Demonstrationen reden sie große Töne und laufen davon, wenn die Polizei kommt; sie sind Feiglinge. Das was sie wollen mit ihrem Sozialismus, ist ja ganz gut. Aber wie sie das machen, ist große Scheiße. Natürlich wollen wir Jugendkommunen machen. Aber wir wollen sie machen und nicht darüber diskutieren." Aber auch auf der anderen Seite war man mißtrauisch. "In den Kommunen hat man die Erfahrung gemacht, daß man mit Rockern nicht zusammenarbeiten kann. Es handelt sich um Randgruppen der Gesellschaft. Bei ihnen kann man mit der politischen Arbeit nicht anfangen. Wir wissen doch welche Schwierigkeiten wir haben, um Kommunen zu machen. Man muß einen gewissen Bewußtseinsstand erreicht haben, und den haben die Rocker nicht. Diese Arbeit ist privatistisch, rein caritativ, sie hat keinen politischen Stellenwert." In der Kluckstraße gelang es, uns über Sozialismus zu unterhalten, über den Bezug des Rockerprotestes zu gesellschaftlichen Problemen, Verständnis zu erwecken für die Studentenrevolte und die "Feigheit" der Studenten, für die Probleme der Kommunen und dafür, daß man Rocker als Randgruppe der Gesellschaft bezeichnete. Von Seiten der Rocker war man bereit, Kontakte aufzunehmen, eine Zusammenarbeit zu versuchen. Der Rückstoß kam immer wieder von der anderen Seite, von den

linken Gruppierungen, bei denen wir die ersten Anknüpfungspunkte suchten. Es dauerte nicht lange, dann war man bei jedem Gespräch bei dem politischen Stellenwert der Jugendkommunen angekommen. Man verlangte eine fertige Konzeption von uns. Wir versuchten die Problematik aufzuzeigen, die Diskussion offen zu halten für die Argumente, die von Seiten der Rocker kamen. die nicht gut formuliert waren, dafür aber inhaltlich durchaus ernst zu nehmen. Wir versuchten, die Probleme zur Sprache zu bringen, die uns auf den Nägeln brannten, die für uns Existenzfragen waren. Wenn wir von unserem Wohnraumproblem sprechen wollten, hieß es, man müsse sich erst einmal fragen, ob es überhaupt richtig sei, Leute aufzunehmen. Man müsse die Frage im größeren Zusammenhang sehen. Wie die Mieterkampagne gezeigt habe, sei es überhaupt nicht wichtig, auf diesem Sektor mit der politischen Arbeit zu beginnen. Man sollte lieber Betriebsarbeit leisten, Von unseren Arbeits- und Finanzierungsproblemen her kam man schnell zu der Frage, ob es sich hier um Sozialisation oder Resozialisation von Randgruppen der Gesellschaft handele, ob Rocker überhaupt zu sozialisieren seien und ob es zweckmäßig sei, das zu tun. Für andere waren die psychologischen Hintergründe des Rockerlebens furchtbar interessant. Jeder Rocker, den man zu Gesicht bekam, wurde angestaunt. Am liebsten hätte man ihn durch und durch analysiert, um die Erkenntnisse dieses Phänomens endlich wissenschaftlich auswerten zu können. Man empfahl uns mit unserem Projekt zu warten, bis man mit den wissenschaftlichen Voruntersuchungen fertig sei und der Versuch mit den Jugendkommunen gut durchgeplant sei. Inzwischen sollten wir Marx lesen und den Bewußtseinsstand der Rocker so weit anheben, daß mit ihnen eine Diskussion möglich sei. Es war ein Hohn, Leuten, die nicht wußten, wo sie ihren Lebensunterhalt herkriegen sollten und wo sie wohnen sollten, zu empfehlen, Marx zu lesen und zu warten, bis man mit der Planung fertig sei

Nach jedem Gespräch dieser Art, wurde es schwerer, den Rockern klar zu machen, daß es bei dem Jugendkommuneprojekt notwendig sei, mit den Genossen von der Linken zusammenzuarbeiten. "Laß mich in Ruh mit diesen Idioten!" sagte Jonny verächtlich

Andy war mit der Anwesenheit der Rocker nicht einverstanden. Er fürchtete für seine Ersatzfamilie. Außerdem hatte er Angst vor den Rockern. Er kannte ihre Brutalität, denn er war früher selber dabei gewesen. Er versuchte, sich zu dinstanzieren, fühlte sich aber andererseits unwiderstehlich angezogen.

Andy erzählte von Jonny. Das sei der zweite Chef, aber eigentlich der erste. Eike sei nur noch dem Namen nach Chef. Auch die Genossen aus den Kommunen erzählten von Jonny. Er sei "gefährlicher" als Eike. Wieso "gefährlich"? Das erste, was man in der Kluckstraße von Jonny sah, war gar nicht gefährlich. Sigrid und er sahen sich, fielen sich um den Hals und waren ab sofort unzertrennlich.

Aber sonst war schon was dran an der Sache mit dem ersten und dem zweiten Chef. Jonny war einfach intelligenter als der Eike. Es war recht amüsant, die beiden zu beobachten. Eike war ein romantischer Spinner, er hatte sich seine spezielle Rocker-Ideologie zusammengebastelt. Er redete und redete - und tat, was Jonny wollte. Dafür rächte Eike sich dann wieder auf seine Art. Seinen finanziellen Vorteil verstand Eike zu wahren. Da gelang es ihm immer wieder, Jonny übers Ohr zu hauen.

Eike hatte beim Einzug versprochen, daß sie sich ruhig verhalten würden. Damit war es nichts. Zunächst war einige Tage lang der ganze Rocker-Club in der Wohnung. Es war ein toller Spektakel. Wenn sie ihre Aktionen machen wollten, rannten sie plötzlich nachts um drei Uhr mit rasselnden Ketten die Treppe runter. Es ging verhältnismäßig lange gut, - bis die Räumungsklage kam.

Allmählich pendelte sich die Sache ein. Von den Reiseplänen wurde immer weniger gesprochen. Die beiden Rockerchefs feierten Verlobung: Jonny mit Sigrid und Eike mit so einem kleinen Trevemädchen. Sigrid war Rockerbraut geworden, sie wollte sich ihres Jonny würdig erweisen. Was Jonny sagte oder tat, versuchte Sigrid noch zu übertrumpfen. Aber Jonny ließ sich nicht aufhetzen. Er wußte genau, was er tun konnte und wo ein Halt sein mußte. Wenn eine Sache geplant war, die ihm unsinnig erschien, machte er nicht mit, auch wenn alle sagten, er sei ein Feigling. Er ließ sich auch durch die tollsten Sticheleien nicht beeindrucken. Eike rannte mit seinen Leuten unüberlegt in seine Aktionen hinein, Jonny blieb immer etwas distanziert im Hintergrund. Aber man konnte auch nicht sagen, daß er die Verantwortung abschob. Im Gegenteil, er zog sie auf sich. Gerade wenn etwasschlecht ausgegangen war, behauptete er, dabei gewesen zu sein und die Sache sogar angestiftet zu haben. Distanzierungen von der Gruppe Außenstehenden gegenüber gab es bei ihm nicht. Durch Sigrids Reden ließ Jonny sich nun schon gar nicht beeinflussen. Die beiden verstanden sich offensichtlich ausgezeichnet. Jonny machte den Beschützer, und Sigrid ließ sich beschützen.

Jonny schreibt über einen "Rockereinsatz":
Eines Abends, wir saßen gerade in der Kluckstraße zusammen, rief mein Bruder bei uns an. Er war ziemlich aufgeregt und erzählte, daß er mit einem Freund und dessen Braut in einem Lokal in der Türkenstraße sei und dort mit einigen Burschen Ärger bekommen habe. Verlassen könne er die Kneipe leider nicht, weil die Jungens unseren Freund am Gehen hinderten. Da wir auf solche Notrufe ziemlich schnell reagieren, waren wir knapp zehn Minuten später mit einem geborgten VW-Bus zur Stelle. Unsere Mädchen hatten wir der Einfachheit halber mitgenommen, allerdings sollten sie im Auto bleiben.

Wir betraten also in voller Rockermontur das Lokal, um die von meinem Bruder genannten Figuren nach draußen zu bitten.
Trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit hatte die feige Bande jedoch plötzlich kein Interesse mehr am Prügeln.
Nachdem wir die Großmäuler vor einer Wiederholung dieses Spaßes eindringlich gewarnt hatten (mit Worten wohlgemerkt), wollten wir uns wieder verziehen. Bevor wir diesen gutgemeinten Vorsatz verwirklichen konnten, war jedoch ein Einsatzwagen unserer übereifrigen Polizei zur Stelle, um uns den friedlichen Abend zu verderben.

Der Einsatzleiter befahl seinen Leuten ebenso zackig wie lautstark, abzusitzen und gab ihnen den Rat, uns nicht zu sanft anzufassen, da wir, wie er meinte, einen "Buff vertragen können".
Leider waren wir an eine besonders viese Bande der Gattung "Bulle" geraten, denn jeder bemühte sich redlich, den anderen an Tritten und ähnlichen Gemeinheiten zu übertreffen. Nachdem wir nach mehreren "gefühlvollen" Leibesvisiten endlich im Einsatzwagen zusammengepfercht waren, kam einer der Jugendlichen aus dem Lokal und behauptete - frecherweise - geschlagen worden zu sein. Auf die Frage nach dem Täter zeigte er zu meinem Entsetzen in meine Richtung. Prompt wurde ich von meinem Sitz gezerrt und von neuem gefilzt.
Als ich eine falsche Bewegung machte, brüllte einer, man solle mir "Gummi zu riechen" geben. Außerdem wurde der Vorschlag gemacht, mir Handschellen anzulegen.
Unsere Mädchen wurden aus dem VW-Bus geholt, in dem sie auf uns gewartet hatten, und mit zur Wache geschafft. Aus dem Bus heraus wurden auch unsere "Waffen" beschlagnahmt.

Im Revier der Verkehrsstaffel Nord angekommen, wurden wir erneut gefilzt, wobei ich mich zur Abwechselung bis auf die Unterhose ausziehen mußte. Danach machten sie ein paar Gruppenfotos von uns, wobei einige dreckige Bemerkungen fielen. So mußte ich zum Beispiel mit anhören, wie eines dieser Schweine zu meiner Braut sagte: "KEINE HAARE AN DER PFLAUME ABER ROCKERBRAUT SPIELEN."

Nach einigen Stunden, in denen wir uns übrigens trotz der späten Nachtstunden nicht hinlegen und schlafen durften, sondern auf den Pritschen sitzen mußten, da wir, wie man uns sagte, nicht zur Erholung da wären, kamen wir endlich zur Vernehmung und wurden entlassen.

Nachts um ein Uhr läutete das Telefon in der Kluckstraße. Man teilte Frau K. mit, daß man ihren VW-Bus beschlagnahmt hatte und sie ihn bei der Verkehrsstaffel Nord abholen könne. Nachdem sie versichert hatte, daß ihr der Bus nicht von den Rockern gestohlen worden sei und sie ein Protokoll über die beschlagnahmten Gegenstände unterschrieben hatte, verlangte sie zu wissen, wo sich die Insassen des Fahrzeugs befanden. Sie nannte die Namen der Leute, die bei ihr wohnten und forderte deren Entlassung. Entsetzt und ungläubig starrte die ganze Besatzung der Wachstube sie an, als sie den Namen von Rockerboß Jonny nannte. Sie taten, als wolle sie ein Raubtier ohne Maulkorb und Kette mit nach Hause nehmen.

In der BZ hört sich der Vorfall dann folgendermaßen an:

ROCKERBANDE SUCHTE STREIT
Eine zehnköpfige Rockerbande, darunter auch vier Mädchen, suchte am Wochenende vor einem Lokal in der Türkenstraße in Wedding Streit. Grundlos zettelten sie eine Schlägerei mit jungen Gästen an, von denen zwei verletzt wurden. Polizisten fanden in dem sichergestellten VW-Bus fünf feststehende Messer, drei Ketten, zwei Stahlruten, zwei Schutzhelme, einen Feuerwerkskörper und zwei Mauersteine. Die Rocker selbst, die zum Teil Mao-Plaketten trugen, gaben sich als Verbündete der APO aus.

Die Wohnung in der Kluckstraße war nun voll belegt. Der Haushalt von durchschnittlich 8 - 10 Personen verschlang Unmengen von Geld. Dazu kam meistens eine stets wechselnde Anzahl von Trevegängern. Es ging zu wie in einem Taubenschlag. Am späten Nachmittag und am Abend bimmelte laufend das Telefon, und die Besucher lösten sich ab: Trevegänger, die Hilfe suchten, Genossen aus den Arbeitsgruppen der APO und aus den Kommunen, Fürsorger, Bewährungshelfer und immer wieder Polizei aus jeder Sparte.
"Irmgard, die Bullen!" schrie Ronny durch die ganze Wohnung. Endlich mal einer, der Humor hatte: "Hier ist ein Bulle aus dem Polizeirevier 29/30," klang es aus dem Telefon. Man gewöhnte sich daran, plötzlich mindestens sechs schwerbewaffneten Gesetzeshütern gegenüberzustehen, die auf Jagt nach einem entflohenen Heimjugendlichen die Wohnung durchsuchten. Der Kraftaufwand erschien ihnen nötig; wenn sie zu uns kamen, war das offenbar "Rockereinsatz". Aber sie dachten sich immer wieder was Neues aus, damit es uns nicht langweilig würde. Wenn unser Auto kontrolliert wurde, wurden wir zum Beispiel mit vorgehaltener Pistole zum Aussteigen aufgefordert.

In der überbelegten Wohnung ballten sich die Probleme zusammen. Mit Andy und Klaus war eine kleine Wohngemeinschaft geplant gewesen, bevor die Rocker kamen. Jetzt trauerten sie der verlorengegangenen Ersatzfamilie nach. Immer wieder verlangten sie den Rauswurf der Rocker. Sie fühlten sich durch das dauernde Hin und Her überfordert und schließlich sagten sie, sie fühlten

sich von den Rockern bedroht. Sie erklärten, sie würden ausziehen, sie hielten es nicht mehr aus. Was nun? Für diese beiden hatten wir den Aufenthalt bei uns mit viel Mühe beim Jugendamt durchgesetzt. Für Klaus lag ein Gerichtsbeschluß vor, den wir alle als Erfolg unserer Arbeit empfanden. Es würde uns in unserer Arbeit zurückwerfen, wenn diese beiden auszögen. Also: Wenn jemand auszieht, dann nicht Andy und Klaus, sondern die Rocker. (Die Projektgruppe mit ihren Randgruppengegnern soll doch endlich ihren Willen haben. Vielleicht sind die Genossen dann endlich zur Mitarbeit zu bewegen, wenn die "Bedrohung" durch die Rocker weg ist.)

Frau K. sah sich nach einer Wohnung für die Rocker um und sprach mit Rockerboß Eike: "Ihr wolltet doch schon immer eine eigene Wohnung haben. Ihr müßt hier leider raus, weil die Heimjugendlichen nicht mit euch zusammen wohnen wollen. Und ihr könnt euch draußen besser helfen als die. Ich habe eine Wohnung für euch in Aussicht und habe die Besichtigung für morgen um halb zwei verabredet. - Hier hast du zehn Mark. Kauft die wichtigsten Lebensmittel dafür und bereitet das Essen vor. Wenn ich aus der Schule komme, mache ich es fertig. Und dann können wir die Wohnung besichtigen." Eike sagte jaja und schien damit zufrieden zu sein.

Aber bis zum Mittag des nächsten Tages hatte Eike seine Leute weder von der Sache mit der Wohnung informiert, noch hatte er etwas von dem Geld verraten, für das Lebensmittel gekauft werden sollten. Alle lagen noch im Bett, und das Chaos in der Küche hatte sich in keiner Weise verändert. Frau K. schmiß Eike raus und machte sich an die Küchenarbeit. Eike guckte kurz und verschwand wieder in seiner "Penntüte". Da riß ihr der Geduldsfaden. Sie brüllte ein bißchen rum und machte sich dann alleine auf, um die Wohnung anzusehen.

Als sie zurückkam, sah die Wohnung aus wie ein Schlachtfeld. Sie hatten Papiere und Wäsche herausgerissen und im Zimmer verstreut, einen Spiegel zerschlagen, Wände verschmiert usw. Dann hatten sie alle erreichbaren Decken und Lebensmittel genommen und waren in den Wald gefahren zum Zelten. Nach dem ersten Schreck sah sie sich die Sache erst einmal genauer an. Das Klavier stand vor dem Bett. Der Spiegel war zerbrochen und eine Scheibe. Sonst nichts, nur tolle Unordnung. Plötzlich mußte sie lachen: da hatten sie ihr doch ein Herzstärkungsmittel auf den Nachttisch gestellt. Da stand eine Neonröhre, die war ganz. Um zerbrechliche Sachen mußten sie direkt vorsichtig herumgegangen sein. Hausschuhe aufs Klavier genagelt, Rabattmarken an die Schrankscheibe geklebt - das Ganze schien eine Art Spiel für sie gewesen zu sein. So ganz richtig böse konnte sie gar nicht sein. Mit Zahnpasta, Schuhcreme, Senf und ähnlichem hatten sie an die Wand gemalt: "Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein. Mao." Verrückt, aber eigentlich schade, daß sie weg sind.

Am Abend kam Andy zurück. Er sagte, wenn er nicht mitgemacht hätte, hätte er Prügel bekommen. Sie hätten ihm ein Ketchup-Flasche in die Hand gedrückt und hätten gesagt: "Wirf!" Sie hätten drum herumgestanden und hätten ihn scharf beobachtet. Er hätte es tun müssen. "Und weißt du, wer das alles angestiftet hat? - Jonny!" - Ausgerechnet Jonny sollte so was Blödes gemacht haben? Was hatten sie jetzt davon? Sie saßen bei der Kälte im Wald und mußten frieren. Und wie dachten sie sich wohl, daß das weitergehen sollte?

In die leere Wohnung zogen Georg und Gabi ein. Sie wollten am Jugendkommune -Projekt mitarbeiten und sich auf die Arbeit mit Jugendlichen aus Heimen konzentrieren. Georg schwor: "In diese Wohnung kommt kein Rocker mehr rein!" Nun, die waren fort und würden nicht wiederkommen. - Denkste!

Einer nach dem anderen kamen die Rocker zurück. Was war geschehen? Zwei Nächte hatten sie es in den Zelten ausgehalten. Es war Anfang März, nachts war es einige Grade unter Null. Dazu fing es noch an zu schneien. Als sie genügend durchgefroren waren und nichts mehr zu essen hatten, gingen sie nach Hause zu ihren Eltern. Sie fügten sich den Forderungen der Eltern, ließen sich die Haare schneiden, suchten sich Arbeit und versuchten, ein gut bürgerliches Leben zu führen. Aber nach kurzer Zeit bekamen sie Streit mit den Eltern. Einer verlor die Arbeitsstelle, und schon waren die Eltern mit Vorwürfen zur Stelle. Oder sie benahmen sich nicht so, wie man es von einem anständigen jungen Menschen erwartet, ordentlich, gehorsam, still und ehrfürchtig vor dem Alter. Sie schafften die Anpassung an die repressiven Normen dieser Gesellschaft nicht mehr. Die Eltern wußten um die Ausweglosigkeit, in die sie ihre Kinder hineintrieben. Und trotzdem warfen sie sie hinaus.

Nun trieb die Situation in der Kluckstraße auf die Katastrophe zu. Frau K. bekam eine Räumungsklage für die Wohnung, eine Gehaltspfändung und schließlich ein Disziplinarverfahren. Unter anderem wurden ihr die Kontakte mit den Rockern vorgeworfen.

"Nach § 20 Satz 2 des Landesbeamtengesetzes (LBG) muß das Verhalten des Beamten innerhalb und außerhalb des Dienstes der Achtung und dem Vertrauen gerecht werden, die sein Beruf erfordert.
Danach obliegt dem Beamten auch außerhalb des Dienstes die Pflicht, alles zu unterlassen, was geeignet ist, sein eigenes Ansehen, aber auch das Ansehen der Beamtenschaft, seiner Behörde und seiner Verwaltung zu untergraben.

Ihr aus den o. a. Ausführungen ersichtliches Verhalten ist mit Ihren Dienstpflichten aus § 19 LBG nicht zu vereinbaren."

(Aus dem Schreiben des Schulamtes vom 15. 4. 1969)

Welches Verhalten wurde hier vom Schulamt getadelt?

Frau K. hatte ihr Kraftfahrzeug einer "Rocker-Bande" zur Verfühgung gestellt, die der Aufforderung der Leiterin eines Jugendfreizeitheimes und der herbeigerufenen Funkstreife nicht gefolgt war, das Jugendfreizeitheim zu verlassen. Die JUGENDLICHEN hatten - unverzeihlicher Weise - beabsichtigt, sich in diesem JUGENDfreizeitheim mit anderen JUGENDLICHEN zu treffen, hatten gar ein Stammtisch-Schild (Stammtisch als Sinnbild für brave und anständige Bürger) mit dem Zusatz "Rocker" versehen, so daß es jetzt ein "Rocker-Stammtisch" war. Sie haben es auf diese Weise gewagt, sich selbst als Rocker (sprich Kriminelle) zu bezeichnen und sich - Gipfel der Frechheit - mit anständigen Stammtischbürgern in Verbindung gebracht. - Es ist mit den Dienstpflichten einer Lehrerin nicht vereinbar, mit Jugendlichen Kontakt zu haben, die nach Meinung des Schulamtes und seiner Informanten "einen verwahrlosten Eindruck" machten und "bereits in Erziehungsheimen (waren), und ein Teil von ihnen polizeilich bereits mehrere Male in Erscheinung (trat)". (Aus dem Schreiben des Schulamtes)

Auch das ist nicht mit ihren Dienstpflichten vereinbar:
Sie hat ein damals 16jähriges Mädchen, das sich aus einem Mädchenwohnheim entfernt hatte, in ihrer Wohnung aufgenommen. Sie ist in der auf den oben beschriebenen Vorfall folgenden Nacht "unaufgefordert (!) auf dem Polizeirevier erschienen und hat die Entlassung des (Mädchens) verlangt". Das Schulamt weiß weiter: "Das wurde vom Wachhabenden abgelehnt, weil Sie mit der vorläufig Festgenommenen nicht verwandt sind und nicht das Sorgerecht über sie haben. (Das Mädchen) wurde vielmehr dem Hauptpflegeheim überstellt (!)."
- Was das Schulamt nicht weiß oder vergessen hat: Diese Lehrerin hat bei diesem und ähnlichen Anlässen nicht nur die Entlassung des Mädchens, sondern auch die Entlassung der Rocker verlangt. Ihrem Verlangen wurde, wenn auch mit saurer Miene, bei denen die über 18 Jahre alt waren, stattgegeben; die Jüngeren hielt man alle fest. Aber mit dem berüchtigten Auto wurden die Erziehungsberechtigten der Jüngeren herbeigeholt; dann kamen auch sie raus (mitten in der Nacht). Nur bei jenem Mädchen klappte es nicht, weil ihr Vormund in der Nacht nicht erreichbar war. Aber am nächsten Tag konnten wir das Mädchen aus dem Hauptpflegeheim abholen.

Ein Auszug aus der Räumungsklage der Hausverwaltung:

> Die Untermieter, bei denen es sich durchweg um junge unverheiratete Leute handelt, die fast täglich von einer großen Anzahl ebensolcher jungen Leute beiderlei Geschlechts Besuch erhalten, vollführen einen derartigen Lärm, daß nicht nur die anderen Hausbewohner gestört werden, sondern sogar die Decken in den darunter liegenden Wohnungen bereits Risse aufweisen.
>
> Durch den Lärm wird nicht nur die Ruhe der anderen Mieter am Tage, sondern auch in der Nacht gestört, weil sich die Zusammenkünfte bis in die Morgenstunden hinziehen. Wenn sie dann die Gäste hinauslassen, lärmen sie genau auf den Treppen, welche sie nicht herunter gehen, sondern herunter springen.
>
> Der Vollständigkeit halber ist noch zu bemerken, daß auch die Untermieter, welche die Beklagte in der zurückliegenden Zeit gehabt hat, die Mitbewohner des Hauses gestört haben. Wenn die Hausbewohner sich bisher dieses Verhalten haben gefallen lassen, so taten sie dies in der Erwartung, daß die Beklagte endlich einmal Untermieter nehmen würde, die sich gesittet und ruhig verhalten würden. In der zurückliegenden Zeit hatte die Beklagte nämlich in der Hauptsache Ausländer gehabt, die von Hause aus ein lautes Temperament haben. Bei der jetzigen Belegschaft der Wohnung ist aber ein Zustand erreicht, der nicht mehr zumutbar ist.

Der Krach bei der "jetzigen Belegschaft der Wohnung" war nicht abzustreiten. Und die Störung von Ruhe und Ordnung ist nun mal in der Weltstadt Berlin ein schweres Verbrechen. Aber für die ausländischen Untermieter traf diese Klage gerade nicht zu, das waren ruhige Leute. Aber in Westberlin werden wohl ausländische Herrscher bejubelt, auch wenn sie schlimme Diktatoren sind, aber für ausländische Studenten und Arbeiter hat man nichts übrig.

Die Räumungsklage wurde rechtskräftig.
Aber nun war es vorbei mit der Belastbarkeit unserer Rocker. Nirgends konnten sie unterkommen; zu Hause waren sie rausgeflogen, in keiner Wohngemeinschaft, in keiner Kommune hatten sie bleiben können. Jetzt mußten sie auch die Wohnung in der Kluckstraße räumen. Das war zu viel; sie demolierten die Wohnung, bevor sie gingen.

Aber nicht wegen der demolierten Wohnung kam die Polizei mit dem für Rocker angemessenen großen Aufgebot, sondern weil sie eine rote Fahne auf dem Balkon hißten. Die zwei Festgenommenen machten eine Art Spießrutenlaufen von der Wohnung bis zur gegenüberliegenden Polizeiwache durch eine Menschenmenge von Polizisten, Hausbewohnern, Nachbarn und zufälligen Passanten.

Als Frau K. mit einem geliehenen LKW und einigen Genossen kam, die ihr beim Umzug helfen wollten, war die Wohnung von der Polizei besetzt, und es gelang nur nach langen Verhandlungen, den Schaden zu besichtigen und wichtige Sachen aus der Wohnung zu entfernen. Dabei wurden auch diese Helfer von einem Teil der Hausbewohner bedroht und tätlich angegriffen.

Die Wohnung war zerschlagen, die Heimjugendlichen und Trevegänger waren in alle Winde zerstreut, die Genossen zogen sich von einem schiefgegangenen Projekt zurück und distanzierten sich, der Amoklauf der Rocker schien nicht mehr aufzuhalten.

Es gab nur noch eine Möglichkeit: die Wohnung in der Frankenstraße. Aber Eike schien nicht Halt machen zu wollen. In sinnloser Zerstörungswut versuchte er, dort weiter zu wüten. Nur Jonny ließ sich nicht in den allgemeinen Strudel hineinziehen. Als Eike Ansätze machte, auch seine Wohnung zu demolieren, warf er kurzer Hand seinen Boß hinaus. Jonny hatte gelernt aus dem, was geschehen war und versuchte, die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Die beiden Chefs waren nun Gegner geworden, der Rocker-Club "ONE" war tot.

TREVEGÄNGER

In Berlin gibt es eine große Zahl von Jugendlichen, die sich der Aufsicht durch ihre Familie oder durch Institutionen der Jugendfürsorge entziehen. Sie sind ohne Geld und ohne Wohnung auf Treve, d. h. sie treiben sich in der Stadt umher. Aus den Erziehungsheimen sind in den Wintermonaten nach Aussagen von Sozialarbeitern durchschnittlich 400 Jugendliche auf Treve. In den Sommermonaten steigt diese Zahl beträchlich. In manchen Heimen, die durch ihre Erziehungsmaßnahmen oder durch bauliche Gegebenheiten zur Flucht treiben, bzw. eine Flucht erleichtern, sind durchschnittlich nur 50 - 60 % der Insassen anwesend. Diese Jugendlichen auf Treve suchen den Kontakt zu Personen, die ihnen in irgendeiner Form helfen können (materiell, juristisch, psychisch). Ihre Zielgruppen sind:
a) soziale Außenseiter in ähnlicher Situation: Rockergruppen, andere Trevegänger,
b) Personen, die ihnen bedingt helfen, um sie auszunutzen: Zuhälter, Kriminelle, Homosexuelle,
c) Hilfsbereiten, die den Konflikt aus gesellschaftlichen Umständen analysieren und didaktisch oder strategisch wenden: Sozialarbeiter, Lehrer, caritative oder konfessionelle Institutionen.

In der Wohnung einer Lehrerin, bei verschiedenen Sozialarbeiter, in studentischen Wohngemeinschaften und Kommunen, bei den Basisgruppen der APO suchte eine wachsende Anzahl von Jugendlichen, die sich der Aufsicht ihrer Familien entzogen hatten, Unterkunft. Die Nachfrage war bald so groß, daß die materiellen, räumlichen und psychischen Probleme alle Betroffenen überforderten. Ein Arbeitskreis im Republikanischen Club, der die Probleme der Jugendlichen Außenseiter auf breiterer Front lösen wollte, wurde zum Treffpunkt einer schnell wachsenden Zahl von Trevegängern, die sich primär sofortige Hilfe zur Lösung ihrer existentiellen Probleme erhofften. Auch dieser Arbeitskreis war seiner Aufgabe nicht gewachsen und scheiterte an ihr.

Aus einem Flugblatt dieses Arbeitskreises:
(Die Flugblätter sind im Originaltext aus der Anfangszeit des Projekts wiedergegeben. Sie sind von den Ereignissen überholt. Einige Einschätzungen der Lage haben sich als Fehleinschätzungen erwiesen.)

"Warum wollen wir Jugendkommunen aufbauen?
SInd nicht -angepaßte Jugendliche nichts weiter als OPFER der Gesellschaft?
Wir rufen die Jugendlichen, denen es nicht genügt, sich als Opfer zu fühlen und als Objekte behandeln zu lassen.

Caritative Bemühungen um Wohnung und Lebensunterhalt von entlassenen und entflohenen Heim-Zöglingen sind sehr schön und lobenswert, aber sie führen in eine Sackgasse, wie wir es erlebt haben.
Warum? - Weil sie die Jugendlichen als Objekte behandeln, als arme Menschen, FÜR die man etwas tun muß.
So sieht, ganz allgemein gesagt, der Weg eines Jugendlichen aus, der sich nicht an die bestehenden Normen der Gesellschaft anpassen kann oder will:
Es entstehen Konflikte zu Hause, in der Schule und am Arbeitsplatz, die immer schärfere Formen annehmen, bis die Eltern keinen anderen Ausweg mehr zu wissen glauben, als die FEH (freiwillige Erziehungshilfe) zu beantragen. Daraufhin erfolgt die Einweisung in ein Erziehungs"heim". Dort herrschen oft menschenunwürdige Verhältnisse, eine autoritäre Heimleitung greift zu repressiven Maßnahmen. Draußen winkt die "Freiheit". Die Jugendlichen reißen aus, oft unter großen Gefahren. Aber "auf Trebe" muß man essen und schlafen, man muß sich versteckt halten. Die Jugendlichen müssen illegal leben und begehen oft Straftaten, um leben zu können. Nach einiger Zeit werden sie eingefangen und ins Heim zurückgebracht. Jede Wiederholung bringt eine Verstärkung der repressiven Maßnahmen. In geschlossenen Häusern müssen sie leben wie im Gefängnis, jede Verbindung zur Außenwelt wird abgeschnitten. Viele Eltern unterstützen diese Maßnahmen. Ihr einziges Interesse an ihren Kindern besteht darin, sie nicht zu Hause zu haben, sich nicht um sie kümmern zu müssen. "Wenn er doch nur etwas verbrochen hätte, als er unterwegs war! Dann wäre er vielleicht für ein Jahr ins Gefängnis gekommen, und wir hätten unsere Ruhe gehabt." So sagte der Vater eines 17jährigen Heiminsassen.

PROJEKTGRUPPE JUGENDKOMMUNEN

UNSERE GESELLSCHAFT HAT DIESEM JUNGEN KEINE HILFE MEHR ZU BIETEN -- ES BLEIBT NUR EINE GRUPPE VOM S D S --

Das wurde bei einer Gerichtsverhandlung festgestellt.
Dabei sind wir gar nicht alle vom SDS und waren ursprünglich auch keine Arbeitsgruppe des SDS, sondern hatten eine Arbeit aufgenommen, die von den Kritischen Sozialarbeitern angefangen worden war. - Aber trotzdem danken wir für das Kompliment, das man uns bei Gericht gemacht hat. Wir erwarten, daß die Senatsbürokratie uns tat- und finanzkräftig unterstützt bei der Hilfe, die wir denen leisten, die an dieser Gesellschaft gescheitert sind und an denen die Institutionen dieser Gesellschaft laufend scheitern.

Wir werden neue Wege gehen, die das Establishment oft schockieren werden. Wir werden uns durch den Paragraphenwald hindurchwinden müssen. Denn diese Gesetze widersprechen sich selbst und dem Grundgesetz und erst recht den Menschenrechten. Das Establishment hat seine Ohnmacht eingestanden. Jetzt soll es uns die Möglichkeit geben, unsere Wege zu gehen.

Und so ist es zu dem obigen Ausspruch gekommen:
Wir bekamen Hilferufe dieser Art:
"Liebe Genossin, ich habe Dir am letzten Freitag einen Brief geschrieben und habe immer noch keine Antwort bekommen. Ich wollte meinen Geburtstag gerne draußen feiern. Weihnachten ist auch nicht mehr weit, und ich muß immer noch hier drin sein. Mit meiner Entlassung ist es auch Essig.
HOLT MICH RAUS ODER ICH KOMME UM! HOLT MICH RAUS, ICH VERBLÖDE HIER! WOLFGANG SOLL NOCH EINMAL ALLES IN BEWEGUNG SETZEN, DU AUCH. HOLT MICH RAUS, ICH BRINGE MICH SONST UM! WEIHNACHTEN MUSS ICH DRAUSSEN SEIN."
"Seid ihr böse auf mich, oder was ist los, daß ihr nicht mehr schreibt? Komme doch einmal her, denn ich habe viel mit Dir zu reden. Hast Du überhaupt meinen letzten Brief bekommen? Ich habe morgen einen Anhörungstermin. Ich glaube, daß ich eine FE bekommen werde...."

Der erste Brief wurde rausgeschmuggelt, unkontrolliert. Das war dann aus. Briefe durften nur noch unter Aufsicht des Erziehers geschrieben werden. Briefe von uns wurden nicht mehr durchgelassen. Warum? - Die Eltern hatten bereits die Aufhebung der FEH unterschrieben. Für Wohnmöglichkeit war gesorgt. Was tat man im Jugendhof? - Man sagte zu den Eltern: DIE SIND DOCH ALLE VOM SDS UND WOLLEN DIE JUNGEN ZU ROCKER ERZIEHEN." Es stimmt: Viele von uns sind vom SDS. Aber zu Rockern werden die Menschen nicht erzogen, auch wir könnten das nicht, wenn wir es gleich wollten. Rocker sein käme von innen her, es sei eine bestimmte Protestform gegen diese Gesellschaft, das sagte Lutz Jahn, der bekannteste Rocker-Boß Berlins, und der muß es ja wissen. Den Protest gegen diese Gesellschaft haben wir mit den Rockern gemeinsam, deshalb werden wir mit ihnen zusammenarbeiten. Wir werden auch Rocker in unseren Jugendkommunen haben. Worin unterscheiden wir uns von ihnen? Rocker sind schneller zum Widerstand entschlossen als wir. Sie haben ein anderes Verhältnis zur Gewalt als wir. Aber den meisten fehlt der gesellschaftliche und politische Bezug. Sie sehen ihre Probleme individualistisch. Wir werden zusammenarbeiten und voneinander lernen.

Zurück zu dem Jungen, der uns den oben zitierten Hilferuf sandte, und dem man im Jugendhof mit dem obigen Satz von uns isolierte.
Die Eltern zogen daraufhin ihre Unterschrift zurück und veranlaßten die harten Absperrmaßnahmen gegen ihren Sohn. "Der Junge bleibt, wo er ist. Wir

wissen, daß er nichts taugt, daß nichts aus ihm wird. Er ist selber schuld daran, daß wir ihn zu Hause nicht haben wollen."

Aber während der Gerichtsverhandlung mußte man zugestehen: "Unsere Gesellschaft hat diesem Jungen keine Hilfe mehr zu bieten. Es bleibt nur eine Gruppe vom SDS." Man zog auch die Konsequenz und fragte, ob wir weiterhin bereit wären, den Jungen bei uns aufzunehmen. Man verdrängte seine Abneigung gegen SDS und Kommunen, prüfte die Wohnverhältnisse. Es war alles in Ordnung. Aber einen kleinen Widerhaken konnte man sich doch nicht verkneifen. Das sagt der betroffene Jugendliche darüber: "Ich sollte in zehn Tagen entlassen werden, damit ich in diesen zehn Tagen Geld verdienen kann. Ich sollte mich bewähren und Geld haben, wenn ich zu meinen Freunden komme, um dort zu wohnen. Die meinten, ich sollte mich drinne im Jugendhof bewähren, obwohl ich das meiner Meinung nach auch draußen kann. Dann brauche ich die zehn Tage nicht da drinne abzusitzen. Meine Freunde bestehen gar nicht darauf, Miete und Verpflegungsgeld im voraus zu bekommen." Die wußten sehr gut, in welche Konflikte sie den Jungen bringen würden und daß er die Belastung nicht aushalten kann.

Mit dem folgenden Gerichtsbeschluß wurde Klaus in unsere Wohngemeinschaft eingewiesen:

Beschluß... gegen ...

1) Der Verurteilte wohnt bis auf weiteres Berlin ... bei K.

2) Er darf seinen Wohnsitz und Arbeitsplatz nur wechseln, wenn der Bewährungshelfer vorher zugestimmt hat.
Im Falle einer Kündigung seitens des Vermieters oder Arbeitgebers hat er dies seinem Bewährungshelfer sofort mitzuteilen.

3) K. hat die Sprechstunden seines Bewährungshelfers vorerst jede Woche einmal aufzusuchen. Von dieser Regelung darf er nur abweichen, wenn der Bewährungshelfer vorher zugestimmt hat.

4) Er hat seinem Bewährungshelfer auf dessen Verlangen Rechenschaft abzulegen über: a) sein Einkommen,
b) die Verwendung desselben,
c) seine Freizeitgestaltung.

5) Sein Bewährungshelfer ist befugt, über die Verwendung des Einkommens zu bestimmen.

6) K. darf Lokale nur besuchen und alkoholische Getränke nur zu sich nehmen, wenn sein Bewährungshelfer dies vorher genehmigt hat.

Gewährleisten schon diese Bedingungen, daß der Jugendliche dauernd unter Druck gehalten werden kann, so war die Maßnahme, den Jungen noch zehn Tage im Jugendhof wohnen zu lassen eine klare Überforderung. Wahrscheinlich wußte man genau, in welchen Widerspruch man den Jungen hineinbrachte. An zwei Tagen ging Klaus freiwillig zurück, zwei oder dreimal brachten wir ihn mit unserem VW-Bus hin; dann weigerte er sich. Wir schrieben zusammen seine Begründung auf.

"Warum ich nicht in den Jugendhof zurückgehe.

Wenn man nach einem Vierteljahr das erste Mal draußen ist, fällt es einem schwer, wieder von alleine zurückzugehen in das geschlossene Haus. Am Montag bekam ich den zweiten Urlaub. Ich wollte mich in einer Berufsschule anmelden. Nachdem das geklärt war, habe ich unterwegs ein paar Kumpels getroffen. Wir sind in ein Lokal gegangen und haben dort unser Wiedersehen gefeiert. Als die Zeit ran kam, wo ich wieder in den Jugendhof reingehen sollte, fiel es mir schwer dorthin zu gehen. Ich bin lieber zu meinen Freunden gegangen, bei denen ich später wohnen werde. Ich habe mich mit meinen Freunden sehr gut unterhalten und habe gehört, daß sie eine Jugendkommune aufmachen wollten. Ich bin also nicht zurückgegangen, denn ich konnte eben nicht warten bis zu meinem nächsten Urlaubstag. Ich bin nicht zurückgegangen, obwohl meine Freunde mir geraten hatten, ich sollte doch wieder zurückgehen. Das wäre vielleicht besser gewesen, doch leider ist es nun zu spät.

DENN WENN ICH JETZT ZURÜCKKOMME, MUSS ICH WAHRSCHEINLICH DEN BUNKER FÜR DREI TAGE UND WERDE WOHL NICHT ENTLASSEN!
Der Bunker ist von Ratten bevölkert, und es ist eine Zumutung, die Jungens dort unten zu lassen für drei Tage. Wenn man in das Haus 9 (geschlossenes Haus) reinkommt, kriegt man die Jugendhofklamotten angezogen und kriegt zwei dünne Decken. Da unten muß man also drei Tage bleiben bei kaputten Fenstern und ohne Heizung. Es ist bestimmt nicht gerade schön, bei dieser Kälte da unten zu hausen. Darum gehe ich nicht zurück.
Ich hatte über Weihnachten und Neujahr keinen Ausgang gehabt, mußte meinen Geburtstag auch da drin feiern. Da habe ich so einige Beobachtungen gemacht. Zwei Jungens, die vor Weihnachten Streit mit den Erziehern hatten und darauf in den Bunker sollten, haben Rattengift gegessen und waren schon am Krepieren. Als die Erzieher das merkten, riefen sie die Feuerwehr an und ließen die beiden ins Krankenhaus bringen und ließen ihnen den Magen auspumpen. Als sie damit fertig waren, kamen sie wieder in Haus 9.
Wir haben jetzt neuestens einen "Kindergarten" da, Jungens von zehn Jahren an. Neulich als ich aus dem Knast wiederkam und bin in das Haus 9 reingekommen, haben sich ein Zehnjähriger und ein Dreizehnjähriger gestritten. Irgendwas soll der Zehnjährige dem Dreizehnjährigen weggenommen haben.

Darauf hat der Dreizehnjährige den Zehnjährigen beim Erzieher angeschissen. Der diensthabende Erzieher hat sich den Zehnjährigen vorgeknöpft, und der hat ihm höflich gesagt, er hätte nichts weggenommen. Worauf der Erzieher ihm das nicht glauben wollte und ihn anbrüllte, ohne die Sache zu untersuchen. Der Zehnjährige schrie zurück, er lasse sich nicht unschuldig anklagen. Darauf wurde der Erzieher ziemlich ärgerlich, griff den Jungen in die Haare und drehte ihm den Arm auf den Rücken, worauf der Zehnjährige fürchterlich schrie. Ich an seiner Stelle, wo der Erzieher mich angeschrien hätte und mir in die Haare gegriffen hätte, ich hätte ihm mächtig eine geplättet, worauf ihm Hören und Sehen vergangen wäre.

Ein anderer Fall: Ein prima Kumpel von mir war vor ziemlich einem halben Jahr mit ziemlich langen Haaren in das Haus 9 reingekommen. Er wußte, daß sie ihm die Haare da drinne abschneiden wollten. Als der Tag dann rankam, wo er die Haare fallen lassen sollte, hat er sich widersetzt, diese fallen zu lassen. Sie sagten zu ihm, wenn er sich die Haare schneiden ließe, brauchte er nicht länger in Haus 9 zu bleiben und käme ins freie Haus. Er ging mit zum Friseur. Und als er zurückkam, sah er ziemlich kahl um den Kopf aus. Den darauffolgenden Sonnabend, als wir beim Essen waren, rief man den Jungen ins Erzieherzimmer und schloß hinter ihm den Tagesraum ab, so daß wir nicht rauskonnten. Aber wie ich von ihm selbst gehört habe, faßte man ihn in den Hosenbund, schloß Haus 9 auf; draußen stand eine Senatstaxe. Er wurde abtransportiert nach Haus Kieferngrund (geschlossenes Heim, streng bewacht). Auf der Fahrt nach Kieferngrund spielte er im Wagen verrückt und fing an, den Wagen von innen auseinanderzunehmen. Als sie nach Kieferngrund kamen, erzählte der Fahrer dem dort diensthabenden Erzieher, was er auf der Fahrt gemacht hatte. Die Erzieher verweigerten die Annahme des Jugendlichen, und sie fuhren ihn in die "Kalle Bonne" (Bonhoeffer-Heilstätten). Danach wurde er nach zwei Tagen entlassen - nach Hause. Der Junge freute sich, daß er endlich raus aus dem ganzen Schlamassel ist, obwohl er wirklich nicht irre war (Die Bonhoeffer-Heilstätten sind eine Anstalt für Geisteskranke). Nach zwei Tagen wurde er wieder im Jugendhof eingeliefert - Haus 9. Da sitzt er heute noch. Man hat ihm zugesichert, daß er nach seinem Termin entlassen wird. Doch ich glaube das nicht.

Aus Andys Leben:

Weil meine Eltern geschieden wurden, kam ich schon mit drei Jahren ins Heim. Bis zu meinem elften Lebensjahr verbrachte ich nur hin und wieder kurze Zeiten zu Hause. Mein Vater hatte inzwischen geheiratet. In den zwei Jahren, die ich danach mit meinem Vater, meiner Stiefmutter und meinen Stiefgeschwistern zu Hause lebte, gab es dauernd Streit. Ich wurde als schwarzes Schaf behandelt, in allen Sachen von meinen Eltern und Geschwistern ausgeschlossen. Als ich es nicht mehr aushalten konnte, ging ich für zwei Jahre

zu meinen Großeltern. Nach der Schulentlassung ging ich wieder zurück zu meinen Eltern. Dort ging es acht Monate lang einigermaßen gut. Dann bekam ich wieder Streit mit meinem Vater. Weil ich die Nase von meinem Vater und meinen Verwandten so voll hatte, ging ich aufs Schiff und fing eine Lehre als Binnenschiffer an. Diese Lehre hielt ich zwei Jahre lang durch. Wenn wir in Berlin an Land lagen, war es langweilig, und ich wußte nicht, wo ich hingehen sollte. Ich lernte sogenannte Freunde kennen, fing an zu saufen und ging mit ihnen Auto knacken. Dabei wurde ich erwischt. Ich bekam nur Jugendarrest von 14 Tagen, aber die Firma, bei der ich arbeitete, kündigte mir daraufhin den Lehrvertrag. Dann bin ich noch ein Jahr lang weitergefahren - auf eigene Faust. Ich ging von einer Firma in die andere. Meine Arbeitgeber waren wohl mit meiner Arbeit zufrieden, aber ich bekam dauernd Streit mit ihnen. Ich kam nicht davon los, daß ich mit dem Gesetz in Konflikt geraten war und meine Lehre aufgeben mußte. Ich konnte ja auch mit niemanden darüber sprechen, weil ich mit meinem Vater im Streit lebte. Ich hatte vollkommen den Mut verloren, wußte nicht, wofür ich eigentlich arbeiten sollte.
Als ich wieder "gute Kumpels" kennenlernte, ging ich wieder mit auf ihre Streifzüge. Eines Morgens kam ich nach Hause - um 8 Uhr. Um 10 Uhr weckte mich mein Vater. Er sagte zu mir, ich sollte mit aufs Jugendamt kommen. Ich bin auch mitgefahren. Dort gab es ziemlich viel Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Jugendamt und mir. Die Besprechung wurde auch ziemlich laut. Zuerst war nur ein Fürsorger im Zimmer, nachher waren es fünf. Zum Schluß kam dann raus, daß ich ins Heim sollte. Nachdem ich aus dem festen Haus draußen war, haute ich mehrere Male ab. Sie brachten mich zurück, aber ich haute immer wieder ab. Schließlich bewegte ich meinen Vater dazu, die FEH (Freiwillige Erziehungshilfe) aufzugeben.

Andy und Klaus in der Kluckstraße

Andy und Klaus waren Freunde, sie waren zusammen auf Treve gewesen. Als sie in die Kluckstraße kamen (Wohnung einer Lehrerin, in der der Versuch mit den Jugendkommunen unternommen wurde), hatte ihre Freundschaft durch ein Mädchen gelitten. Klaus' 15jährige Freundin war zu Andy übergegangen. Es brach kein offener Streit aus zwischen Andy und ihm, aber für Klaus muß es ein ungeheuer starker Schlag gewesen sein. Denn es verursachte psychosomatische Symptome: Er lag etwa eine Woche lang mit hohem Fieber im Bett. Dabei war er immer noch auf Treve. Als er wieder aufstehen konnte, wurde er sehr bald geschnappt und in den Jugendhof zurückgebracht. Das bescherte uns dann unseren Kleinkrieg mit dem Jugendhof.
Andy entwickelte eine ungeheuer starke Bindung an seine Freundin. Der in vielen Berichten als gefühlskalt beschriebene Junge lebte nur noch für sein Mädchen. Sie war für ihn die Beste, Liebste, Schönste, die es überhaupt geben konnte. Er schirmte sie eifersüchtig gegen jegliche Kontakte mit männlichen Wesen ab.

Andy begann, sein Leben mit seiner Freundin zu planen, ging arbeiten, meldete sich zur Führerscheinprüfung an, interessierte sich für seine Weiterbildung und die seiner Freundin. Zunächst war sein Ziel, möglichst bald zu heiraten und möglichst bald eine kleine Wohnung mit ihr zusammen zu haben. Aber allmählich erwachte sein Interesse am Jugendkommuneprojekt. Wir warteten auf die Entlassung von Klaus aus dem Jugendhof, wollten dann die erste Jugendkommune aufbauen, klein anfangen und allmählich erweitern.

Aber da schlugen die gesellschaftlichen Institutionen wieder einmal zu. Die Eltern von Andys Freundin bestanden auf die Einweisung ihrer Tochter in ein Mädchenwohnheim. Nun holten wir sie regelmäßig aus dem Heim ab und brachten sie wieder hin. Andy hatte den Jugendhof und andere Heime für Jungen aus eigener Anschauung kennengelernt, jetzt lernte er ein Mädchenwohnheim kennen. Seine Ansicht darüber formulierte er folgendermaßen:

Ist es ein Wunder, wenn Jugendliche aus den Heimen ausrücken?

Wenn man sich in manchen Heimen in Berlin umschaut, sieht man erst das Elend, das da herrscht. Ein Beispiel dafür ist das Mädchenwohnheim Sch. In der Woche gehen die Mädchen arbeiten, und andere gehen zur Schule. Am Sonnabend und Sonntagmorgen müssen sie das Haus saubermachen. Wenn die Schülerinen am Mittag das Heim betreten, können sie sich nur mit Lesen und Radiohören beschäftigen. Dort gibt es keine Gesellschaftsspiele, Tischtennis oder so. Sie dürfen nicht einmal fernsehen. Ist es da noch ein Wunder, wenn die Mädchen aus dem Heim weglaufen und sich draußen wohler fühlen? Ich selber habe eine Freundin in diesem Heim. Die Mädchen fühlen sich dort wie im Knast; denn viel anders ist es dort auch nicht, bloß daß sie dort freiwillig reingekommen sind, weil sie sich mit ihren Eltern nicht verstanden haben oder weil sie aus anderen Heimen gekommen sind. Man sollte sich doch mal überlegen, wie man diesen Mädchen helfen kann. Vielleicht sollte man für diese Mädchen und Jungen, die in solchen westberliner Heimen sind, extra Weiterbildungskurse machen, an denen sie Interesse haben.

Und sollte man vielleicht gegen solche Heimleitungen gerichtlich vorgehen. Denn daß bei uns in Deutschland die Jugendkriminalität zunimmt, will wohl keiner abstreiten. Aber was tun die Jugendämter für ihre Zöglinge? Da wird man bloß in ein Heim gesteckt und man sagt: "Du kommst erst raus, wenn du dich geändert hast." Aber wie soll man sich in solchen Heimen ändern, wenn einem vollkommen die Freiheit genommen wird und dann nicht einmal für ausreichende Beschäftigung und Abwechselung gesorgt wird.
Man müßte doch wohl so viel Verständnis haben, um diese Sachen zu bekämpfen. Aber wer soll das machen? die Mädchen und Jungen in den Heimen, daß es ihnen wo möglich noch schlechter geht? oder wir, die wir frei rumlaufen, denen man im Grunde nicht viel anhaben kann?

Andy rannte nun von einer Stelle zur anderen, um zu erreichen, daß seine Freundin bei uns wohnen durfte: zum Jugendamt, zu ihren Eltern, zu Freunden und Verwandten. Dafür stellte er alles andere zurück, gab auch immer wieder seine Arbeitsstelle auf. Als er es fast erreicht hatte, passierte das Schlimmste, was ihm passieren konnte: er nahm zusammen mit seiner Freundin an einer Rocker-Aktion teil, sie wurden festgenommen und seine Freundin ins feste Heim gebracht, weil sie noch keine 18 Jahre alt war. Sie mußte etwa acht Wochen drin bleiben. Während dieser Zeit schlief Andy kaum und aß nur selten etwas. Auch bei ihm gab es jetzt Tage, wo er mit hohem Fieber im Bett lag. Aber er raffte sich auf und rannte wieder von einer Stelle zur anderen, bis es ihm tatsächlich gelang, seine Freundin aus dem Heim herauszubekommen und bei einem Lehrer im Haushalt unterzubringen. Sie war nun frei, und Andy konnte täglich bei ihr sein.

Inzwischen war der Prozess gegen Klaus gewesen, und sein Aufenthalt bei uns wurde per Gerichtsbeschluß angeordnet. Schon im Herbst hatte Klaus mit seinen Problemen zu kämpfen gehabt. Aber was der Jugendhof in diesen drei Monaten aus dem Jungen gemacht hatte, war wirklich schlimm. Es war keine Aggressivität mehr da, dafür war sein Verhalten nur noch regressiv. Er wollte es Andy gleichtun, seine Freundin, das erste Trevemädchen, das er traf, aus dem Heim holen, ihren Aufenthalt legalisieren. Aber es war ihm einfach nicht möglich, die dazu notwendigen Wege zu gehen. Es war ihm auch nicht möglich, regelmäßig zur Arbeit zu gehen. Er holte eine Menge Jungen aus dem Jugendhof in die Wohnung, fühlte sich in ihrer Mitte als Chef und stellte Eigentumsansprüche an die gesamte Wohnungeinrichtung.

Mädchen auf Treve

Viele Jungen brachten ihre Freundinnen mit in die Wohnung in der Kluckstraße. Die meisten von ihnen waren auf Treve. Für die Mädchen sind die Folgen dieses illegalen Lebens noch katastrophaler als für die Jungen. In der Kluckstraße durften wir sie nicht aufnehmen, wenn wir nicht uns alle gefärden wollten. Wir mußten sie zurückschicken ins "Played" und andere Kneipen, zu Zuhältern und Männern, bei denen sie für die Dienste mit ihrem eigenen Körper bleiben konnten. Da waren 14jährige Mädchen, die schon ein Jahr lang auf Treve waren. Sie waren von einem Männerbett in das andere gegangen, waren dem Alkohol oder dem Rauschgift verfallen, hatten sich Geschlechtskrankheiten und Krätze geholt. Dann hatten Kommunen und studentische Wohngemeinschaften sich ihrer angenommen. Aber sie konnten nicht mehr heraus aus dem Leben, das sie führten. Sie konnten nicht mehr arbeiten, es blieb ihnen nur ein Beruf: Straßenmädchen. Studenten und Sozialarbeiter hatten ihre Bemühungen aufgegeben. Jetzt sahen sie ihre letzte Möglichkeit bei unseren Rockern und Trevejungen.

Einige von ihnen wurden geschnappt und ins Heim zurückgebracht. Auch bei ihnen versagte die Heimerziehung vollkommen. Die sexuellen Probleme dieser Mädchen werden vollkommen übergangen, dabei sind sie die zentralen Probleme ihres Lebens.

Wir mußten die Mädchen fortschicken, mußten ihnen die Möglichkeit nehmen, Halt zu finden bei einem Freund, ihr Liebesbedürfnis zu befriedigen, irgendwo zu Hause zu sein. Wir mußten es tun, weil wir uns sonst selbst alle Möglichkeiten abgeschnitten hätten. Den Mädchen die Möglichkeit zu geben, ihre einfachsten und primitivsten Menschenrechte auszuüben, wäre eine illegale Handlung gewesen: "Kuppelei" - "Kindesentführung" - "Gefangenenbefreiung". Die Heime, die sie wieder aufnahmen, ignorierten vollständig die Erfahrungen, die die Mädchen auf Treve gemacht hatten. Man beschränkte sich auf die medizinische Behandlung von Tripper und Krätze, tat aber so, als könnte man diese Mädchen noch dazu bringen, außerehelichen Geschlechtsverkehr zu unterlassen. Alles was man eventuell erreichte, war, daß man die Mädchen mit einer veralteten Sexualmoral dazu brachte, Schuldgefühle zu entwickeln. Man förderte ihre psychischen Verklemmungen und trieb sie immer weiter in abartige Verhaltensweisen hinein, die sie von der Gesellschaft isolierten.

Kinder auf Treve

Es gab noch eine Gruppe von Trevegängern, die wir fortschicken mußten, obwohl wir wußten, daß wir sie in die größten Gefahren, in Not und Elend hineinschicken würden. Das waren Kinder unter 16 Jahren. Die jüngsten Trevegänger, die wir kennengelernt haben, waren neun oder zehn Jahre alt. Ein Zwölfjähriger erzählte, er sei schon ein Jahr auf Treve. Viele von ihnen waren aus dem Hauptkinderheim entwichen.

Diese Kinder führen dasselbe Leben wie die älteren Jugendlichen. Sie sitzen Nächte lang in Kneipen und Nachtlokalen, trinken Alkohol, rauchen Hasch, schlafen bei Mädchen oder Homosexuellen und entwickeln eine große Geschicklichkeit beim Klauen und Einbrechen. In zwei Fällen haben wir versucht, die Jungen bei uns aufzunehemn und eine Legalisierung zu erreichen. Aber wir hätten eine "Pflegestelle" haben müssen, und die Genehmigung dazu bekamen wir natürlich nicht.

Nun werden viele sagen und das Jugendamt tat das auch, wir hätten den offiziellen Weg gehen müssen und die Jugendlichen von der Polizei zurück in die Heime bringen lassen müssen. Wir wußten, daß diejenigen, die bei uns waren, schon viele Male entwichen waren und es auch immer wieder tun würden, wenn man sie gewaltsam zurückbrächte. Wenn man das getan hätte, hätte man ihnen den Weg zu uns verbaut. Damit hätte man ihnen ihre letzte Möglichkeit genommen und ihre ausweglose Situation noch ausweglos gestaltet.

Bei einigen haben wir erreicht, daß sie einsahen, daß der Weg zurück ins Heim der zur Zeit einzig mögliche sei, daß wir sie leichter aus dem Heim legal herausholen konnten, als eine Legalisierung bei diesem Zustand außerhalb des Heimes zu erreichen. Wir setzten sie ins AUto und brachten sie selbst hin, damit ihr Entschluß nicht noch unterwegs wieder wankend würde. Im Jugendhof wird man wohl nicht immer sehr begeistert gewesen sein, wenn unser berüchtigter VW-Bus, besetzt mit Rockern und entlassenen Heimjugendlichen, vorfuhr und der betreffende Heiminsasse nach lautstarkem Abschied das Tor durchschritt. Als die ganz Kleinen kamen war schon bei uns alles in Auflösung, da schafften wir so etwas nicht mehr. Wir konnten sie nur noch fortschicken.

Eltern

Bleiben konnten diejenigen, bei denen es aussichtsreich erschien, Verhandlungen mit Jugendamt, Heimleitung und Eltern aufzunehmen. Die Gespräche mit Eltern waren erschreckend und erschütternd. Da war selten etwas vom treusorgenden Vater und der liebevollen, alles verzeihenden Mutter zu finden. Da war es für uns noch die günstigste Situation, wenn den Eltern ihre Kinder vollkommen egal waren. Dann konnte man ihnen klar machen, daß sie am wenigsten Schwierigkeiten mit ihrem Sohn oder ihrer Tochter hätten, wenn man ihnen erlaubte, bei uns zu wohnen. Aber es gab viele Fälle, wo nicht nur diese Gleichgültigkeit da war, sondern ganz offensichtlich böser Wille. Man wußte, wie schlecht die Heimerziehung war, aber gerade darum sollten die Kinder dort hinein. Man wollte sie bestrafen; noch besser wäre es, sie kämen ins Gefängnis.

Plötzlich gab es keine Solidarität der Familienmitglider mehr. Vor Außenstehenden breiteten die Eltern alles aus, was ein schlechtes Licht auf ihre Kinder werfen konnte. Vom schreienden Baby und trotzenden Kleinkind bis zum bettnässenden Jugendlichen, Schulschwänzen und die ersten kleinen Diebstähle mit den drakonischen Strafen, die darauf folgten, Prügeleien auf der Straße, Verweigerung von Mithilfe im Haushalt, die Hand erhoben gegen Vater und Mutter, den Vater mit dem Messer bedroht und andere Formen von tatsächlichen und eingebildeten Bedrohungen. Und immer wieder: "Wo wir es doch so gut mit ihm gemeint haben. Aber Dankbarkeit kennt er nicht. Er könnte heute noch zu Hause sein, wenn er anständig wäre und sich dankbar erzeigen würde. SehenSie doch mal, wie der aussieht mit seinen langen Haaren. (zum Sohn gewendet:) Nimm die Ellbogen vom Tisch und flegel dich nicht so hin, du Gammler! In meiner Wohnung hast du dich anständig zu betragen!" - Der Junge, der da steif im Sessel der elterlichen Wohnstube sitzt, ist ein ganz anderer als der, den wir aus der Kluckstraße kennen. Über fast alle Schandtaten, die die Eltern uns da in einer häßlichen Art entgegenbringen,

haben wir uns lange unterhalten. Wir hatten die Probleme durchgesprochen, nach Lösungsmöglichkeiten gesucht. Diese Veständnislosigkeit macht es unmöglich, die eigentlichen Probleme zu erörtern. Wir sehen: Es führt keine Brücke mehr von den Eltern zu ihren Kindern.

Aber sie haben das Sorgerecht, das Aufenthaltsbestimmungsrecht. Bis zum 21. Lebensjahr sind die Kinder solchen Eltern ausgeliefert. Nicht nur, daß sie nicht für ihre Kinder sorgen, daß sie ihnen keine Möglichkeit zur Persönlichkeitsentfaltung bieten, sie zerschlagen ihren Kindern alle Ansätze, ihr eigenes Leben zu gestalten.

Sozialarbeiter

Aber auch die Auseinandersetzungen mit dem Jugendamt waren oft unerfreulich. Die Wohnung in der Kluckstraße mit ihren Bewohnern war allmählich so übel berüchtigt, daß wir auf offiziellem Wege schließlich kaum noch etwas erreichen konnten. Eine der übelsten Erfahrungen machten wir mit einem Fürsorger vom Jugendamt Reinickendorf.

Frau K. berichtet über eine Unterredung mit ihm:

Eines Tages während der Pausenaufsicht in der Schule trat ein junger Mann an mich heran und wollte mit mir sprechen. Ich zeigte auf meine zum Teil schwer psychisch gestörten Schüler und verwies ihn an das Amtszimmer. Als er von dort die Erlaubnis bekam, während des Dienstes mit mir zu sprechen, wußte ich, daß ich es mit einer Amtsperson zu tun hatte.
"Sagen Sie mal, Sie kümmern sich doch um die Brüder Möller," begann er. Wenn jemand nach Rockern fragt, die bei mir wohnen, wird die Sache unangenehm. Ich sah ihn fragend und abwartend an. "Was wollen Sie eigentlich bei denen erreichen?" fuhr er fort. - "Wie meinen Sie das?" - Jetzt fing er endlich an, aus sich herauszugehen. "Nun, Sie geben ihnen doch die Möglichkeit, ohne Arbeit zu leben. Sie erziehen sie zu Schmarotzern an der Gesellschaft. Welche Ziele verfolgen Sie damit?" - Fast hätte ich laut gelacht. Ich stellte mir neben diesem Bürokraten mit seinen festgefahrenen Vorstellungen die Brüder Möller vor, Jonny, den ehemaligen Rockerboß, der die Problematik kannte, wie kein anderer. Wie oft hatte ich mich mit ihm unterhalten und nicht nur über Rockerprobleme, sondern auch über die Heimerziehung und was sie aus den Jugendlichen gemacht hatte, die wir in der Kluckstraße kennenlernten, über Kommunen und Familien, über Sozialismus und bei Demonstrationen eingeworfene Fensterscheiben. Ich bewunderte immer wieder seine pädagogischen Fähigkeiten und fragte ihn in schwierigen Situationen um Rat. Jonny in Verbindung mit "sich drum kümmern" und "irgend etwas bei ihm erreichen wollen", war irgendwie komisch.
Aber für diesen Fürsorger waren Jonny und Winnie eben nichts anderes als Fälle, "verwahrloste Jugendliche". Ich schluckte meine Aggressionen herunter und

fragte freundlich, was er denn zu erreichen gedenke, er wolle die beiden doch wohl ins Heim bringen. Er meinte, dort sollten sie zu anständigen, arbeitsamen Bürgern und zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden. Ich sagte nun mit einem Hinweis auf meine nach ihrer Lehrerin verlangende Klasse, über die Heimerziehung seien wir wohl grundsätzlich verschiedener Meinung und hier sei nicht der Ort und die Zeit, eine grundsätzliche Diskussion darüber zu führen, ich würde ihm die Brüder Möller zum Bezirksamt schicken, dort könne er mit ihnen selber sprechen.

Und das ist Jonnys Bericht über seine Unterredung mit diesem Fürsorger auf dem Bezirksamt:

Mein Bruder und ich sind Rocker. Dadurch hatten wir natürlich sehr viel Ärger mit der Polizei. Seit einiger Zeit haben wir nun eine eigene Wohnung und sind merklich ruhiger geworden.
Trotzdem schaltet sich plötzlich unser Fürsorger ein. Auf seinen Wunsch hin suchten wir ihn in seiner Sprechstunde im Rathaus Reinickendorf auf.
Dort wurden wir ziemlich herablassend behandelt. Herr E. weigerte sich zum Beispiel hartnäckig, mich trotz meiner 19 Jahre mit SIE anzureden. Als Grund gab er an, er sage nur SIE zu Leuten, die etwas darstellen. Dann verlangte er zu wissen, womit wir unseren Lebensunterhalt bestreiten. Ich erklärte ihm, daß wir öfter zum "Sklavenhändler" gehen und ansonsten an Artikeln arbeiten, deren Erlös für unsere Ausgaben wie Miete und Lebensmittel reiche.
Daraufhin versuchte er, uns klar zu machen, daß wir es der "menschlichen Gesellschaft" schuldig wären, einer geregelten Arbeit nachzugehen und Steuern zu bezahlen.
Als wir uns nach längerer Diskussion immer noch nicht "einsichtig" zeigten, meinte er, wir sollten mit unserer Einstellungen doch lieber "nach dem Osten gehen" oder "uns in die SÜdsee einschiffen lassen". Seine Begründung: Wenn nach 1945 alle Leute so gedacht hätten wie wir, gäbe es heute keine Fabriken und allen würde es viel schlechter gehen. Außerdem wäre es eine Schande, daß es Leute wie z. B. Frau K. gäbe, die uns untestützten.
Seiner Meinung nach gehören wir in ein Arbeitshaus oder -lager. Und zum Glück, wie er meinte, liefe die Entwicklung darauf hinaus, solche Einrichtungen bei uns einzuführen.
Er sah ein, daß ich für seine Machenschaften zu alt bin, aber er meinte, er sähe sich gezwungen, wenigstens meinen Bruder, der erst 16 ist, in ein Heim zu bringen, wo er so lange bleiben soll, bis er einsieht, daß er regelmäßig zu arbeiten hat. Mein Versuch, ihm klar zu machen, daß mein Bruder aus solch einem Heim so schnell wie möglich ausbrechen würde, und er dann ohne Papiere noch weniger Möglichkeit hätte, auf legalem Wege zu Geld zu kommen, ging an seiner Sturheit fehl. Er meinte vielmehr, die Erfahrung zeige, daß wir früher oder später ohnehin kriminell werden müßten.

Unter diesen Umständen hielt ich es für besser, unser Gespräch abzubrechen. Auf dem Flur leistete er sich eine letzte Frechheit. Er fragte meine Verlobte, die auf mich wartete, aus welchem Heim sie denn abgehauen wäre, und sagte ihr, sie solle bloß schnell verschwinden.

Diese Erfahrung zeigte uns wieder, daß man in der Fürsorge-und Heimerziehung bestrebt ist, die Leute künstlich unmündig zu halten. Man behindert sie in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit. Das trieb uns weiter bei unseren Bestrebungen, mit den betroffenen Jugendlichen zusammen neue und andere Formen des Zusammenlebens zu entwickeln.

Mit dem Arbeitskreis Kritische Sozialarbeit (AKS) waren wir einer Meinung, daß man dieses Problem anpacken müsse. In vielen Arbeitskreisen und in Lehrveranstaltungen der Universitäten und Hochschulen diskutierten wir über diese Probleme. Aber alle wollten die theoretische Arbeit vorangestellt wissen, verlangten eine fertige Konzeption vor Beginn der praktischen Arbeit. Deshalb lehnten sie es ab, das, war wir in der Kluckstraße taten, als Anfang der praktischen Arbeit zu akzeptieren. Unsere Arbeit sei "caritativ" - "ohne politischen Stellenwert". Wir aber wollten keine fertige Konzeption, wir wollten sie ZUSAMMEN erarbeiten. Wir wollten keine anders gearteten Heime, auch keine Ersatzfamilien, wir wollten JUGENDKOMMUNEN.

Die Linken zeigten ein etwas distanziertes Interesse, aber sie standen nicht voll hinter uns. Das Potential von fachlich qualifizierten Mitarbeitern reichte nicht aus. Wir hatten viele Leute, die Hilfe brauchten und zu wenig, die sie geben konnten. In dem Kollektiv, das sich da in der Wohnung in der Kluckstraße zusammenfand, ballten sich die Konflikte. Sie entluden sich in größeren und kleineren Gewaltaktionen. Wir bekamen eine Räumungsklage. Die Wohnung wurde demoliert. Einer nach dem anderen zerbrach an den Problemen und verschwand.

Hilfe gab es bald keine mehr. Geld und Wohnraum wurden so knapp, daß es nicht mehr tragbar war. Aber weder Rocker noch Trevegänger konnten ausziehen, wenn sie es gleich wollten. Wohin sollten sie gehen? Jeder Sozialarbeiter und jeder Student, der in der Kluckstraße einzog, wurde zerrieben. Nur ganz wenig Leute hielten die Belastungen der letzten Wochen stand. Das waren Angehörige einer Gruppe, gegen die man am meisten Vorurteile hatte, das waren Rocker.
Der erste praktische Anfang des Jugendkommune-Projektes ist zerschlagen worden. Das Problem besteht weiter. Die Familien versagen, die Heimerziehung ist katastrophal. Wir werden noch einmal anfangen müssen.

Was haben wir nun?
Ein Disziplinarverfahren, keine Wohnung und wegen der Gehaltspfändung kein Geld. Wen könnte man für den Schaden haftbar machen, der entstanden ist? Könnte man in diesem Rechtsstaat, unter dieser Rechtsordnung Recht finden? Haben wir eine Möglichkeit aus der schwierigen Lage herauszukommen, wenn wir die Hilfen in Anspruch nehmen, die diese Gesellschaftsordnung bietet? Man könnte die Rocker anklagen wegen Hausfriedensbruch und Sachbeschädigung. Es wäre nichts weiter als ein Racheakt, weil sie gar nicht in der Lage wären, Schadenersatz zu bezahlen. Woher sollten sie das wohl nehmen? Man könnte einige Heimflüchtlinge wegen Diebstahl oder Betrug anklagen. Dann könnte man den Hauswart und einige Hausbewohner anklagen wegen Hausfriedensbruch, Beleidigung, Nötigung, Sachbeschädigung, Körperverletzung und ähnliches.

Gegen die eigentlich Schuldigen haben wir keine rechtliche Handhabe.
DESHALB VERZICHTEN WIR AUF DEN RECHTSWEG.

WIR KLAGEN NICHT AN, die Leute, die diese Gesellschaft ausgestoßen hat und sie damit in eine Zwangssituation hineingetrieben hat, die Leute, die nicht wissen, was sie tun, weil sie falsch informiert und verhetzt werden, die Leute, die direkt unter Befehlsgewalt dieses Staates stehen.
WIR KLAGEN AN die Leute, die das alles verursacht haben, die KAPITALISTEN die HERRSCHENDEN DIESES SYSTEMS.

WIR KLAGEN NICHT AN:
die ROCKER, die die Wohnung demolierten und Einrichtungsgegenstände zerstörten;
denn
sie befanden sich in einer von der Gesellschaft und von diesem Herrschaftssystem verursachten ausweglosen Situation, ihre Aggressionen waren berechtigt;

die Jungen und Mädchen aus den HEIMEN,
die nur auf Kosten derer leben wollten, die ihnen helfen wollten, die nicht arbeiten gingen, die alle belogen und bestohlen haben;
denn
sie sind daran zerbrochen, daß diese Gesellschaft sie ausgestoßen hat;
die GENOSSEN, deren Arbeit unverbindlich blieb, die ihre private Sphäre wahren wollten oder die mit ihrer Arbeit an den zu schweren Problemen gescheitert sind;
denn
man kann oben nicht alle Sachen gleichzeitig tun, die zu tun notwendig wären.

die ERZIEHER und SOZIALARBEITER, die die Jugendlichen in die Mühle der Fürsorge-Erziehung hineinbringen und sie in diese miserablen Heime schicken; denn
sie selber sind Opfer dieser Gesellschaft. Sie haben es noch nicht begriffen, daß sie diese verändern müssen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollen.

die POLIZISTEN, die die Rocker mit Fußtritten und Gummiknüppeln behandelt haben, die Wohnung durchsucht haben und Heimflüchtlinge wie Schwerverbrecher jagen;
denn
sie sind willenlose Werkzeuge der Gewalt;

jene HAUSBEWOHNERIN, die einem Genossen die Brille von der Nase schlug und wüste Beschimpfungen ausstieß; denn
für sie ist ein junger Intellektueller mit Brille und etwas längeren Haaren einer von "diesen Typen", von denen sich die brave und saubere Stadt Berlin befreien muß;
den HAUSWART, der gewaltsam in die Wohnung eindrang, Gegenstände aus dieser Wohnung "sicherstellte", einzelne Leute bedrohte, wenn er sich körperlich überlegen fühlte und in der bereits demolierten Wohnung weitere Schäden verursachte;
denn
er meinte, wer eine Räumungsklage hat, sei vogelfrei, - Leute, die rote Fahnen haben, die Internationale abspielen und ähnliche schlimme Sachen tun, darf man ungestraft verprügeln, - er ist eben ein echter Berliner und erhält seine Informationen vom Verlagshaus Axel Springer.

die BEAMTEN und ANGESTELLTEN des SCHULAMTES und des JUGENDAMTES, die Anordnungen durchführen, ohne nach ihrem Sinn und ihrer Berechtigung zu fragen;
denn
sie sind zu Untertanen erzogen worden, für sie sind die bestehenden Gesetze heilig; wer sie ändern will, tastet die "freiheitliche demokratische Grundordnung" an; und die Anordnugnen des Dienstvorgesetzten sind unantastbar.

ABER WIR KLAGEN AN

die HAUS- UND GRUNDEIGENTÜMER UND IHRE VERWALTER,
die es uns unmöglich gemacht haben, den notwendigen Wohnraum zu bekommen; sie lehnen Wohngemeinschaften ab, sie lehnen Studenten ab, Jugendliche, Vorbestrafte, Fürsorgezöglinge, Rocker, Leute mit Bärten, Leute mit langen Haaren, sie lehnen Kommunisten ab, Sozialisten, Anarchisten, sie lehnen Leute mit geringem Einkommen ab, mit vielen Kindern, Stipendienempfänger, Leute ohne festen Arbeitsplatz;
denn

sie denken nur an ihren Profit - sie sind die wahren Asozialen;

WIR KLAGEN AN DIE UNTERNEHMER UND ARBEITGEBER,
die Fürsorgezöglingen keine Arbeitsplätze gaben, die die Jugendlichen zwangen unter repressiven Bedingungen zu arbeiten oder den Betrieb zu verlassen, die die Jugendlichen ausbeuteten und um ihren Lohn betrogen"
denn
sie wissen, daß sie die Macht haben, und sie nutzen sie aus;
sie beuten ihre Arbeiter aus und dulden keine Eingriffe in ihren Machtbereich;

WIR KLAGEN AN DEN SENAT VON WESTBERLIN,
den REGIERENDEN BÜRGERMEISTER KLAUS SCHÜTZ,
der die Berliner von "diesen Typen" warnte und die Intellektuellen- und Studentenfeindlichkeit der Westberliner Bevölkerung förderte;
denn
auf ihn berufen sich diejenigen Berliner, die das Recht von Minderheiten mißachten und alle diffamieren, die anderer Meinung sind als sie selber;

den SENATOR FÜR WIRTSCHAFT UND FINANZEN,
der durch seine einseitig unternehmerfreundliche Finanzpolitik denjenigen recht gibt, die den Senat als "den verlängerten Arm der Unternehmer" bezeichneten (ein Reinickendorfer Bürger auf einer Versammlung);
denn
er sollte die Interessen der Bevölkerung vertreten und vertritt nur die der Kapitalisten;

die POLIZEIFÜHRUNG DIESER STADT,
die einen staatlich gelenkten Terror gegen einige Gruppen von Bürgern dieser Stadt inszeniert, die den Auftrag zu Knüppeleinsätzen gibt;
denn
sie sorgt für die Schulung, Ausbildung und Ausrüstung dieser Polizei, die sie zum willenlosen Werkzeug der Gewalt macht,

WIR KLAGEN AN DAS VERLAGSHAUS AXEL SPRINGER,
das die berliner Bevölkerung einseitig informiert und gegen Minderheiten aufhetzt;
denn
Axel Springer und seine Helfer sind schuld, daß die Herrschenden in dieser Stadt unkontrolliert herrschen können, daß die Kapitalisten die Arbeiter ausbeuten können, daß jeder, der es wagt, eine Änderung dieser Verhältnisse zu fordern, diffamiert, eingesperrt, verprügelt wird.

Inhalt

1. Anfang und Scheitern eines Versuchs, Jugendkommunen zu machen
2. Rocker-Club "One"
3. Trevegänger

Als nächster Beitrag zum Thema "JUGENDKOMMUNEN" erscheint demnächst die Arbeit einer Diplomandengruppe an der Architekurfakultät der Technischen Universität Berlin, die versucht hat, in Kooperation mit Sozialarbeitern, Sozialpädagogen, Soziologen und mit Gruppen der betroffenen Jugendlichen ein alternatives Sozialisationsangebot zu entwickeln und in bauliche Maßnahmen umzusetzen.